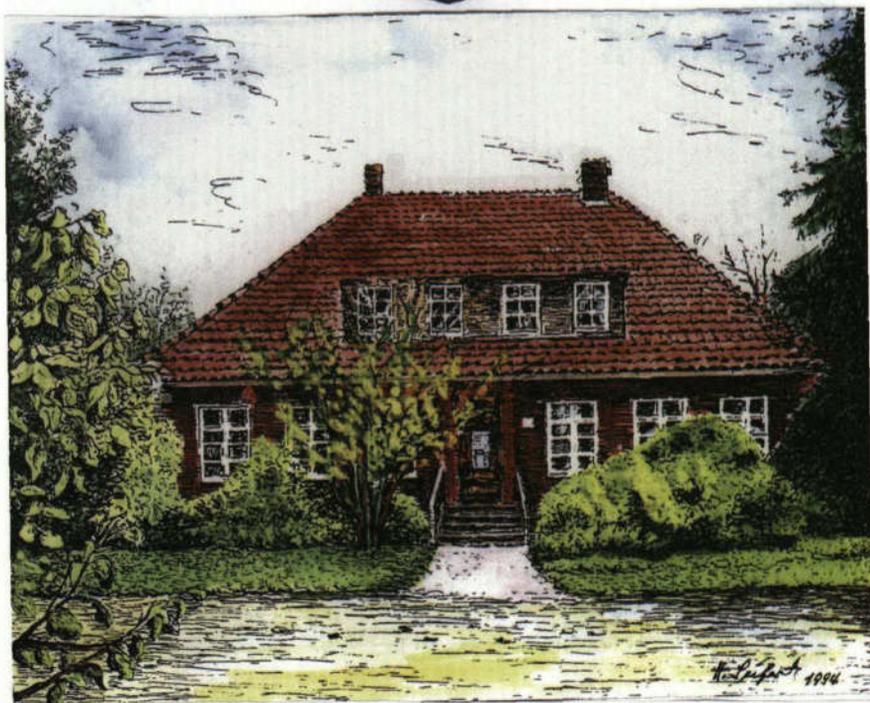


50 Jahre Patenschaft



1957 - 2007



Stuhmer Museum in Bremervörde



Altarraum der Katholischen Kirche in Posilge

Inhaltsverzeichnis

Grußworte	7
O Heimat	11
Einladung Jubiläumstreffen	12
Gutshaus Lautensee	14
Die Kreisgemeinschaft Stuhm	15
Was ist Heimat	21
Heimatkreisvertretung 1987	22
Die Sorge	23
Revolution in Stuhm	25
Stuhm aus der Sicht eines Polen	28
Die Schwanenjungfrau	29
Westpreußen	31
Gedenkstätten	32
Losendorf	34
Kinderreime	36
Der schwarze See	37
Kulturwesen im Kreis Stuhm	39
Das Wappen des Kreises	40
Die Ordensburg in Stuhm	41
Der Kreis Stuhm als historische Landschaft	43
Farbaufnahmen von Stuhm	48
Peter Mogge	49
Ansichten von Stuhm	55
Der Geisterzug	56
Erinnerungen an Honigfelde	57
Die Flucht im Jahre 1945	63
Straßen des Leidens	68
Treffen in Güstrow	69
Unser Großvater	71
Erlebnisse und Gedanken	73
Professor Dr. Lothar Diethelm	78
Der Barlewitzer See	80
Das war unsere schönste Reise	81
Vom Pionier des Segelfluges	83
Mit der Fähre über die Nogat	87
Die Mennoniten im Kreis Stuhm	91
Raubüberfall in Tiefensee	94
Johann von Posilge	97



Ordenskirche in Pestlin (Innenraum mit Altar)

Festschrift

50 Jahre Patenschaft Rotenburg (Wümme) – Stuhm/Westpr.

*Wir möchten Sie einladen,
die 50-jährige Patenschaft
am 19. und 20. Mai 2007
in Bremervörde
gemeinsam zu feiern.*

Buchumschlag Vorderseite

Entwurf und Ausführung: Heinz Seifert, Ritterhude, Alfons Targan, Ratingen

An der Zusammenstellung und Gestaltung haben mitgewirkt:

**Ruth Halfpap, Rothof Manfred Neumann, Posilge Klaus Pansegrau, Budisch
Alfons Targan, Usnitz Heinz Wichner, Usnitz**

Selbstverlag Heimatkreis Stuhm 2007

Alle Rechte vorbehalten 2007
bei Heimatkreis Stuhm

Herstellung und Druck:

FD Druck 40880 Ratingen, Sohlstättenstr. 4 a

Für Inhalt und Wahrheitsgehalt der Berichte trägt jeder Einsender die Verantwortung



*Grüßwort
des Landkreises
Rotenburg (Wümme)*



Liebe Stuhmerinnen, liebe Stuhmer,

als im Juli 1956 der Kreistag des damaligen Landkreises Bremervörde einstimmig beschloss, die Patenschaft für den westpreußischen Kreis Stuhm zu übernehmen, war noch nicht abzusehen, wie sich die weitere geschichtliche Entwicklung gestalten würde.

Zu frisch waren noch die Erlebnisse aus Diktatur, Krieg, Flucht und Vertreibung. Für die Stuhmer schien die Heimat im ehemaligen Westpreußen für immer verloren. Eine Rückkehr, selbst besuchsweise, war aufgrund der politischen Verhältnisse schwierig bis unmöglich. Die Grenzen zwischen Ost und West waren unüberwindlich.

Viele der Bewohner des ehemaligen Kreises Stuhm hatten damals eine neue Heimat im Gebiet des Landkreises Bremervörde gefunden und sich dort eine neue Existenz aufgebaut. Dies war auch ein Grund dafür, dass sich der Heimatkreis an den Landkreis Bremervörde mit der Bitte um Übernahme der Patenschaft gewandt hatte.

In den ersten Jahren stand das Bemühen, den Stuhmern in Bremervörde einen Mittelpunkt für ihre kulturelle und geistige Gemeinschaft zu geben, im Mittelpunkt der Patenschaftsarbeit. Der Landkreis leistete Unterstützung bei der Ausrichtung der Heimatkreistreffen in Bremervörde und ein Stuhmer Museum wurde eingerichtet.

Nach der Kreisgebietsreform in Niedersachsen wurden die patenschaftlichen Beziehungen vom neu gebildeten Landkreis Rotenburg (Wümme) mit unverminderter Intensität weiter gepflegt.

Nachdem sich in den 1970er Jahren mit der Unterzeichnung der sog. Ostverträge bereits eine vorsichtige Normalisierung der Verhältnisse zwischen Deutschen und Polen anbahnte, brachten die gewaltigen politischen Umwälzungen in den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts noch größere Veränderungen mit sich.

Die Staaten im gesamten Europa sind enger zusammengerückt und Länder des ehemaligen Ostblocks sind mittlerweile Mitglieder der Europäischen Union geworden.

Damit ging auch eine Erweiterung der Inhalte der Patenschaftsarbeit einher. Die bereits vorhandenen Kontakte zu den polnischen Behörden und Institutionen wurden weiter vertieft und die Beziehungen zum jetzigen Landkreis Sztum mit der Unterzeichnung einer Vereinbarung über Zusammenarbeit im Jahr 2005 auf eine breitere Basis gesetzt.

Seit mehr als fünf Jahrzehnten besteht die Patenschaft zwischen dem Heimatkreis Stuhm und dem Landkreis Bremervörde bzw. dem Landkreis Rotenburg (Wümme) als dessen Rechtsnachfolger. Die patenschaftlichen Beziehungen haben eine lange Tradition und genießen sowohl bei Kreistag und Verwaltung des Landkreises als auch in der Bevölkerung nach wie vor große Wertschätzung.

Vor diesem Hintergrund wird der Landkreis Rotenburg (Wümme) die Arbeit des Heimatkreises Stuhm auch in Zukunft im Rahmen seiner Möglichkeiten unterstützen.

In patenschaftlicher Verbundenheit

Ihr



Luttmann

Landrat



Die Oste und ihre Niederung



LANDSMANNSCHAFT WESTPREUSSEN

BUNDESVORSITZENDER

Grußwort der Landsmannschaft Westpreußen

In diesem Jahr besteht die Patenschaft des Kreises Rotenburg (Wümme) mit dem Heimatkreis Stuhm (Westpreußen) 50 Jahre. Nach dem Heimatverlust am Ende des Zweiten Weltkrieges fanden die Stuhmer Landsleute hier im norddeutschen Land viel Verständnis für ihr Schicksal, konnten dort die Tradition ihrer alle zwei Jahre stattfindenden Heimattreffen begründen. Hier in Bremervörde konnte dank der Unterstützung durch den Patenkreis mit dem Stuhmer Heimatmuseum eine Stätte der Erinnerung an die Heimat im Weichselland errichtet werden.

Im Jubiläumsjahr 2007 können die Stuhmer nun mit großer Dankbarkeit gegenüber ihrem Patenkreis auf 50 Jahre gelebte Patenschaft zurückblicken. Der Dank gilt in besonderer Weise allen verantwortlichen Persönlichkeiten des Kreises Rotenburg (Wümme), die das Patenschaftsverhältnis bis in die Gegenwart geprägt haben – gilt in gleicher Weise auch den heimatbewussten Landsleuten aus dem Kreis Stuhm, die sich im Verlauf der 50 Jahre im Rahmen der Patenschaft ehrenamtlich eingesetzt haben.

Heute ist der Heimatkreis Stuhm auch einbezogen in die wechselseitigen Beziehungen, die sich im Rahmen der Vereinbarung auf gute partnerschaftliche Zusammenarbeit zwischen dem Kreis Rotenburg (Wümme) und dem polnischen Kreis Sztum entwickelt haben.

Ich wünsche der Patenschaft über das Jubiläumsjahr hinaus weiterhin einen guten Bestand, allen Stuhmern weiterhin einen guten Zusammenhalt in heimatlicher Verbundenheit und allen Menschen diesseits und jenseits der Grenze eine friedliche Weiterentwicklung zu einer guten Nachbarschaft im Europa der Zukunft.

Siegfried Sieg
Bundesvorsitzender der Landsmannschaft Westpreußen



KREISGEMEINSCHAFT ANGERBURG e.V.

PATENSCHAFTSTRÄGER: LANDKREIS ROTENBURG (WÜMME)



Herrn
Alfons Tergan
Herderstr. 2
40882 Ratingen

Ansprechpartner:
Kurt-Werner Sadowski
Reddersenstraße 75
28359 Bremen
Telefon 04 21-24 90 75

Liebe Stuhmer Heimatfreunde,

wir Angerburger grüßen Sie in heimatlicher Verbundenheit und freuen uns mit Ihnen über die 50 jährige Patenschaft mit unserem gemeinsamen Patenschaftsträger, dem Landkreis Rotenburg (Wümme). Am 09.07.1956 hat der Kreistag des ehemaligen Kreises Bremervörde die Übernahme der Patenschaft für den westpreußischen Kreis Stuhm einstimmig beschlossen. Im Zuge einer Gebietsreform im Land Niedersachsen entstand am 01. August 1977 aus den ehemaligen Landkreisen Bremervörde und Rotenburg ein neuer Landkreis Rotenburg (Wümme). Dieser hat die bestehenden Patenschaften mit dem Heimatkreis Stuhm und dem ostpreußischen Heimatkreis Angerburg übernommen und bis heute gefördert. Für die in diesen Jahren vielfach gewährte materielle und ideelle Unterstützung haben wir zu danken. Für den Erhalt des verbliebenen Kulturgutes und der Geschichte unserer ostdeutschen Heimat hat die bestehende Patenschaft auch in Zukunft große Bedeutung. Sie ist auch eine wichtige Grundlage für die Verständigung mit den heutigen Bewohnern. Lassen Sie uns gemeinsam daran arbeiten, die Menschen einander näher zu bringen, um auf diese Weise das gemeinsame Europa auf der Basis von Recht und Gerechtigkeit, von Freundschaft und Menschlichkeit zu bauen.

In diesem Sinne wünschen wir Angerburger allen Stuhmern noch viele erlebnisreiche Kreistreffen und der Kreisgemeinschaft Stuhm eine gute Zukunft.

In heimatlicher Verbundenheit

Ihr *Kurt-Werner Sadowski*
(Kurt-Werner Sadowski, Kreisvertreter)



Programm

O Heimat,

du heiliger, trauter Ort!
Da klopfen die Pulse,
da zittert das Herz; da ist
der Boden, da sind
die Wurzeln des Daseins:
zauberischer Atem haucht ringsum
durch die Gassen hin
zieht die entschwundene
Kinderzeit, und Augen,
längst geschlossene,
schauen freundlich
zu Dir nieder.
Sei gesegnet, sei gesegnet,
du stille Heimat!

Auerbach



**50 Jahre Patenschaft
Stuhm/Westpr. – Rotenburg (Wümme)**

EINLADUNG

zum Jubiläumstreffen der Stuhmer Kreisgemeinschaft vom

**19. bis 20. Mai 2007 in Bremervörde,
Oste-Hotel, Neue Straße 125,**

laden wir herzlich ein.

Der Heimatkreis Stuhm, die Stadt Bremervörde und der Patenkreis Rotenburg (Wümme) erwarten Sie, um das Ereignis gemeinsam in Dankbarkeit zu feiern.

Für den Heimatkreis

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Alfons Targan'.

Alfons Targan
Heimatkreisvertreter

Für den Patenkreis

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Hermann Luttmann'.

Hermann Luttmann
Landrat

Programm

Sonnabend, den 19. Mai 2007

- 9.00 Uhr Saalöffnung im Oste-Hotel
- 11.30 Uhr Eröffnung Mittagsbüffet
- 13.00 Uhr Hauptversammlung der Kreisgemeinschaft im Oste-Hotel
- 14.00 Uhr Familientreffen mit Kaffeetafel im Saal
- 17.00 Uhr Kranzniederlegung am Ehrenmal im Bürgerpark
- 19.30 Uhr Begrüßungsabend im Saal

Sonntag, den 20. Mai 2007

- 10.30 Uhr Feierstunde im großen Sitzungssaal des Kreishauses
in Bremervörde

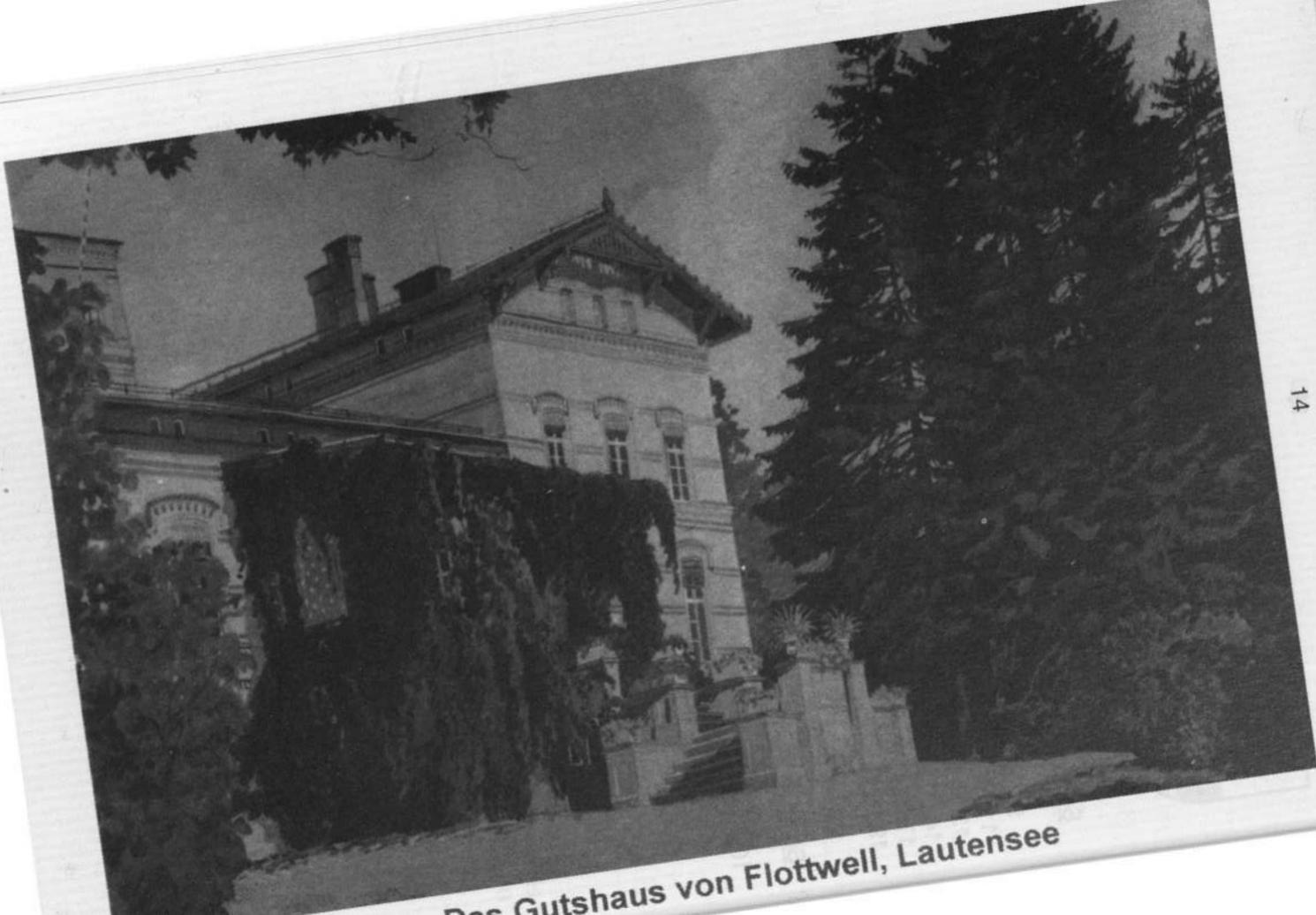
Liedervortrag des Gemischten Chores Bremervörde
Begrüßung durch den Heimatkreisvertreter
Grußworte der Gäste
Westpreußenlied

Festvortrag: Niedersächsischer Minister für den ländlichen
Raum, Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz,
Hans-Heinrich Ehlen

Verleihung des Stuhmer Kulturpreises 2006
an Frau Angela Kiefer-Hoffmann
Ehrungen
Schlusswort
Nationalhymne

Das Stuhmer Museum in Bremervörde an der Vorwerkstraße ist am Sonnabend
von 10.00 – 16.00 Uhr geöffnet.

Ausstellung im Kreishaus am Sonntag vormittags:
„Federzeichnungen aus dem Kreis Stuhm und Bremervörde“ von Arno Gabriel,
früher Baumgarth, Kreis Stuhm



Das Gutshaus von Flottwell, Lautensee

Die Kreisgemeinschaft Stuhm/Westpreußen

Der westpreußische Landkreis Stuhm lag östlich der unteren Weichsel und ihres östlichen Mündungsarmes Nogat, erstreckte sich in West-Ost-Richtung über etwa 30 km und von Norden nach Süden über ungefähr 20 km und war 603 km² groß. 1939 hatte der Kreis 40 453 Einwohner. Zum Vergleich: Der Kreis Rotenburg (Wümme) ist 2 070 km² groß und zählte bei seiner Gründung im Jahre 1977 etwas über 140 000 Einwohner.

In dem sehr ländlich geprägten Kreis Stuhm lebten die Menschen in den ersten Jahren des Zweiten Weltkrieges verhältnismäßig friedlich. Zwar waren auch dort fast alle jüngeren Männer Soldat, und die Gefallenenzahlen stiegen ständig, doch blieb den Ostprovinzen des Reiches der Bombenkrieg weitgehend erspart.

Das änderte sich im Laufe des Jahres 1944. Die deutschen Truppen wurden aus der Sowjetunion zurückgedrängt, im Sommer 1944 wurde Königsberg stark bombardiert, im Herbst 1944 drang die Rote Armee in das nördliche Ostpreußen ein. Erste Flüchtlingstrecken zogen westwärts.

Zwar wurden für den Fall des Zusammenbruchs der Ostfront stillschweigend Räumungspläne vorbereitet, doch die Gauleiter von Ost- und Westpreußen verbreiteten Optimismus, ließen die Bevölkerung im Unklaren über den Ernst der Lage und erlaubten keine rechtzeitigen Räumungen. Als die Rote Armee am 11. Januar 1945 eine neue Großoffensive eröffnete und schnell in Richtung Oder und Ostsee vordrang, kam es zur Katastrophe.

Bereits am 18. Januar 1945 mußte der Räumungsbefehl für den Kreis Strasburg im Südosten von Westpreußen erteilt werden, am 21.1. gab es Kämpfe bei Deutsch Eylau, am 23.1. erreichten Sowjetpanzer die Stadt Elbing. Entgegen den Durchhaltebefehlen des Gauleiters Forster in Danzig stellte der Landrat des Kreises Stuhm den Ortsgruppenleitern und Bürgermeistern frei, nach eigenem Ermessen zu handeln. Das führte dazu, daß in einem Ort gepackt und losgetreckt wurde, während der Nachbarort noch zögerte.

Schreckensmeldungen über das Verhalten der Sowjettruppen im nördlichen Ostpreußen hatten in der Bevölkerung nicht, wie beabsichtigt, den Widerstandsgeist gestärkt, sondern Ängste und Fluchtbereitschaft ausgelöst. So kam es, daß viele Stuhmer trotz strenger Kälte und tiefem Schnee zwischen dem 21. und dem 24.1.1945 westwärts flohen - in den letzten Zügen oder in pferdebespannten Fahrzeugen. Haus und Hof, Hab und Gut und das Vieh mußten zurückgelassen werden. Auf dem Landwege oder über die Ostsee gelangten die Überlebenden der Flucht über die Oder und weiter nach Westen.

Diejenigen, die sich für das Daheimbleiben entschieden, durchlebten unter den Sowjettruppen und der schnell installierten polnischen Verwaltung harte Zeiten und wurden vielfach bald aus der Heimat vertrieben.

Das Ergebnis von Flucht und Vertreibung war, daß sich die ehemaligen Bewohner des Kreises Stuhm stark zerstreut in den jeweiligen Aufnahmeorten eine neue Existenz aufbauen mußten. Die zum Glück über den Zusammenbruch des Reiches hinweg funktionierenden örtlichen Behörden sorgten für Verpflegung und Unterkunft. Da nicht alle Neuankömmlinge in Barackenlagern und ehemaligen Kasernen untergebracht werden konnten, mußten viele einheimische Familien Zwangseinquartierungen hinnehmen.

Suchdienste des Roten Kreuzes und der Kirchen halfen getrennten Familien, einander wiederzufinden. Bald gab es auch erste Bestrebungen, über den Familienkreis hinaus abgerissene Kontakte zu den ehemaligen Landsleuten herzustellen. Dabei spielten die naive Hoffnung, bald wieder in die Heimat zurückkehren zu können, Zusammengehörigkeitsgefühle und das Bedürfnis nach einer Vertretung der eigenen Gruppeninteressen eine Rolle. So entstanden allmählich die Kreisgemeinschaften und Landsmannschaften der Flüchtlinge und Vertriebenen.

Noch im Rahmen der bereits entstandenen Landsmannschaft Ostpreußen entstand auch die Kreisgemeinschaft Stuhm. Zum ersten Heimatkreisvertreter wurde durch schriftliche Zustimmung Günther von Flottwell-Lautensee gewählt. Als am 18./19. Juni 1949 in Hamburg die Landsmannschaft Westpreußen gegründet wurde, schlossen sich die Stuhmer den Westpreußen an, und die Hauptversammlung der Kreisgemeinschaft Stuhm bestätigte die Wahl des Herrn von Flottwell.

Eine der Hauptaufgaben der Kreisgemeinschaft bestand in der Organisation der Heimattreffen. Ihr erstes offizielles Heimattreffen veranstalteten die Stuhmer aus Anlaß der 700-Jahrfeier der Stadt Christburg am 15. und 16. Oktober 1949 in Celle. Danach fanden bis 1956 jährlich weitere Treffen an wechselnden Orten statt.

Eine neue Situation ergab sich dadurch, daß der Verband der Landsmannschaften in Bonn und die Bundesvereinigung der kommunalen Spitzenverbände 1953 Richtlinien für die Übernahme von Patenschaften für ostdeutsche Städte und Landkreise vereinbarten. Am 25.5.1956 bat Heimatkreisvertreter von Flottwell den niedersächsischen Landkreis Bremervörde, die Patenschaft für den westpreußischen Kreis Stuhm zu übernehmen. Hauptgrund für den Antrag war, daß damals rund 600 Stuhmer im Gebiet des Landkreises Bremervörde lebten.

Am 9. Juli 1956 stimmte der Bremervörder Kreistag Herrn Flottwells Antrag einmütig zu. Die offizielle Übernahme der Patenschaft erfolgte

dann während des ersten Heimattreffens der Stuhmer in Bremervörde (22. und 23. 6.1957) im Rahmen einer Feierstunde. Seither treffen sich die Stuhmer alle zwei Jahre in Bremervörde.

Als der Kreis Bremervörde 1977 mit dem Kreis Rotenburg (Wümme) zusammengeschlossen wurde, der Patenkreis des ostpreußischen Landkreises Angerburg war, wurden beide Patenschaftsverhältnisse aufrechterhalten. Im Jahre 2007 besteht die Patenschaft für die Stuhmer seit 50 Jahren, und es ist aller Anerkennung wert, daß die Kreise Bremervörde bzw. Rotenburg die übernommenen Patenschaftspflichten in dieser langen Zeit durch vielfältige, auch finanzielle Unterstützung der Stuhmer Kreisgemeinschaft stets treu erfüllt haben!

Die Heimatkreisvertretung der Kreisgemeinschaft Stuhm

Die Erfüllung der Aufgaben, die sich die Kreisgemeinschaft Stuhm gestellt hat, obliegt der Heimatkreisvertretung, die alle zwei Jahre in einer Hauptversammlung während der jeweiligen Heimattreffen neu gewählt wird und deren Mitarbeiter rein ehrenamtlich tätig sind. Unter der Leitung des Heimatkreisvertreters, der auch als Sprecher der Kreisgemeinschaft Stuhm gegenüber der Verwaltung des Patenkreises und der Öffentlichkeit fungiert, verwalten die Mitarbeiter ihre "Ressorts". Das Amt des Heimatkreisvertreters füllten im Laufe der Jahre folgende Herren aus:

- 1949-1964 Günther von Flottwell aus Lautensee
- 1964-1966 Dr. Otto Baehr aus Gintrow
- 1966-1987 Gottfried Lickfett aus Stuhmsdorf
- 1987-1999 Otto Tetzlaff aus Budisch
- seit 1999 Alfons Targan aus Usnitz

Jede ordentliche größere Organisation braucht einen Schatzmeister, der ihre finanziellen Angelegenheiten genau und zuverlässig erledigt. Seit dem Entstehen der Kreisgemeinschaft Stuhm, d.h. seit etwa 57 Jahren, zeichnet Siegfried Erasmus aus der Kreisstadt Stuhm für diese Aufgabe verantwortlich. Abgesehen von den finanziellen Zuschüssen des Patenkreises finanziert sich die Kreisgemeinschaft Stuhm nicht durch Beiträge, sondern ausschließlich durch Spenden. Es ist schon erstaunlich, daß dieses Verfahren bisher funktioniert hat. Das ist gewiß vor allem ein Verdienst unseres Schatzmeisters, der stets für Sparsamkeit und verantwortungsvollen Umgang mit den knappen Mitteln gesorgt hat!

Wenn eine Organisation wie die Kreisgemeinschaft Stuhm für über 3000 Landsleute zuständig ist, geht es nicht ohne eine gutgeführte Kartei, in der Namen, Anschriften und Anschriftenänderungen zuverlässig erfaßt werden. Diese mir sehr viel Arbeit verbundene Aufgabe, zu der auch der Versand der Glückwunschkarten anlässlich der runden Geburtstage der

älteren Stuhmer Landsleute gehört, übernahm Landsmann Heinz Richert aus Menthen im Jahre 1978 von seinem Vorgänger Viktor Hausmann und füllte sie 25 Jahre lang aus. In Herrn Richerts Amtszeit fiel zudem die Umstellung von der manuellen Karteiführung auf die elektronische Datenverarbeitung. 2003 übergab er sein Amt seinem Nachfolger Heinz Paschilke.

Das Stuhmer Museum

Die vertriebenen Stuhmer kamen häufig nur mit leichtem Handgepäck in ihrer neuen Heimat an. Dennoch war die Kreisgemeinschaft Stuhm schon früh bestrebt, den Kreis Stuhm betreffende Kulturgüter, Dokumente, Schriften, Bilder usw. an einem zentralen Ort zu sammeln und in einer ständigen Ausstellung Besuchern zugänglich zu machen. Wenn man bedenkt, wie wenige materielle Güter die Stuhmer in den Westen mitbringen konnten, ist es wirklich erstaunlich, was im Laufe der Jahre zusammenkam.

Bereits zum zweiten Heimatkreistreffen 1959 konnte in einem Nebengebäude des Kreismuseums in Bremervörde eine "Stuhmer Stube" mit dem bis dahin gesammelten Ausstellungsgut eingerichtet werden. Um die Gestaltung der Heimatstube hat sich Landsmann Otto Piepkorn aus Christburg besonders verdient gemacht.

Als 1977 der Kreis Rotenburg (Wümme) aus den Altkreisen Bremervörde und Rotenburg gebildet wurde, räumte die neue Kreisverwaltung den Stuhmern drei Räume im alten Kreishaus in Bremervörde für ihre gewachsenen Sammlungen ein. Bis zur offiziellen Eröffnung im Jahre 1985 entstand in diesen Räumen das wesentlich umfassendere "Stuhmer Museum".

Notwendige Renovierungs- und Sanierungsarbeiten im alten Kreishaus erforderten im Frühjahr 1993 die kurzfristige Verlegung des Stuhmer Museums in das Museumsgebäude Nr. 4 des Bremervörder Bachmann-Museums. Unter großem Einsatz handwerklich geschickter Mitarbeiter der Kreisgemeinschaft Stuhm gelang es, die Museumsbestände der Stuhmer in den großzügigeren neuen Räumen bis zur offiziellen Eröffnung am 9.11.1993 repräsentativ und neu geordnet unterzubringen. Das Stuhmer Museum und das zugehörige Archiv existieren nach wie vor in diesem Gebäude, sind aber leider nur selten für Besucher geöffnet.

Der Stuhmer Heimatbrief

Der erste Stuhmer Heimatbrief erschien im April 1969 und fand sofort guten Anklang bei den ehemaligen Stuhmern. Die Redaktion der Heimatbriefe lag bis 1980 in den Händen des Stellvertretenden Heimatkreisver-

treter Viktor Hausmann aus Christburg. Seit 1974 erscheint der Heimatbrief jährlich zweimal. Nachfolger Hausmanns waren Helmut Ratza aus Stuhm (1981-1985) sowie Gerhard Halfpap und seine Frau Ruth (1986-1992). Alle in der Kartei erfaßten ehemaligen Stuhmer erhalten regelmäßig den Heimatbrief. Druck und Versand werden mit finanzieller Unterstützung des Patenkreises, im wesentlichen aber doch durch freiwillige Spenden finanziert.

Deutsche Minderheit in der alten Heimat

Nach dem Zusammenbruch des Sowjetblocks wuchs der Kreisgemeinschaft Stuhm eine neue Aufgabe zu. In den ehemaligen Ostprovinzen des Deutschen Reiches gestatteten die polnischen Behörden nun allmählich der in der alten Heimat verbliebenen, relativ kleinen deutschen Minderheit, sich zu ihrem Deutschtum zu bekennen und sich z.B. in Freundschaftskreisen zusammenzuschließen. Auch im ehemaligen Kreis Stuhm entstanden solche Gruppen, deren Mitglieder meistens alt und arm sind. Die Kreisgemeinschaft Stuhm ist seither bemüht, die Arbeit der Minderheitsgruppen in bescheidenem Rahmen zu unterstützen, z.B. durch Förderung von Deutschkursen oder die Beteiligung an Bürokosten, gelegentlich auch durch die Zahlung kleiner Beträge an besonders bedürftige Einzelpersonen.

Gruppenfahrten in die alte Heimat

Seit 1990 ist es möglich, organisierte Gruppenreisen in die ehemaligen Ostprovinzen des Deutschen Reiches zu unternehmen. Die Kreisgemeinschaft Stuhm hat diese Chance genutzt und veranstaltet jährlich ein bis zwei Busfahrten nach West- und Ostpreußen und speziell in den Kreis Stuhm. Organisation, Leitung und Abwicklung der Fahrten hat Landsmann Alfons Targan übernommen, der das Reiseprogramm mit den Busunternehmern abstimmt. Die Fahrten bieten regelmäßig auch Gelegenheit zu Kontakten mit Angehörigen der deutschen Minderheit in der alten Heimat. Die nächste Busreise wird im Anschluß an das Stuhmer Heimattreffen im Mai 2007 stattfinden.

Partnerschaft zwischen Sittensen und Christburg

Die Samtgemeinde Sittensen im Kreis Rotenburg (Wümme) unterhält seit 1995 eine Partnerschaft mit der Stadt Dzierzgon (früher: Christburg) im ehemaligen Kreis Stuhm. Am Entstehen dieser Partnerschaft war die Stuhmer Heimatkreisvertretung unter dem damaligen Heimatkreisvertreter Otto Tetzlaff beteiligt. Das Gedeihen dieser Partnerschaft ist nicht zuletzt das Verdienst der Herren Hans-Joachim Roesch und Eugen

Schmeichel, die seit langem Sittenser sind, jedoch aus dem Osten stammen und gute Polnischkenntnisse besitzen.

Die Stadt Stuhm/Sztum unterhält übrigens eine Partnerschaft mit der Stadt Ritterhude nördlich von Bremen.

Schlußbemerkung

Die Heimatkreisvertretung hat bisher die selbstgestellte Aufgabe, den vertriebenen Stuhmern zu dienen, insgesamt recht erfolgreich wahrgenommen. Die Aufgabe bleibt bestehen. Um ihr auch künftig gerecht zu werden, bedarf es neuer und möglichst rüstiger ehrenamtlicher Mitarbeiter.



Bismarckturm von Lichtfelde

Was ist Heimat ?

Heimat ist...

wo alle Kindheitserinnerungen herrühren...,
 wo wir als Kinder in intakter Familie bei strebsamen,
 strengen, aber auch vertrauenswürdigen Eltern
 aufwuchsen...,

wo wir als Kinder in grüner Umgebung lebten,
 naturnah und ehrfürchtig vor den Werken der Natur...,
 wo wir Weg und Steg und jeden grün überwucherten
 Straßengraben kannten, besonders die Stellen,
 wo die schönsten Walderdbeeren wuchsen...,
 wo die Laubwälder im April voller Anemonen waren
 (Buschwindröschen), so dicht, dass man beim
 Pflücken welche zu zertreten fürchtete...,

wo wir morgens früh um fünf Uhr mit den Rädern
 zu den Viehweiden nach Champignons fuhren...,

wo wir Kinder in den Sommern zu Hause barfuß
 liefen und uns im großen Garten von Busch zu Busch
 durch die Beeren aßen...,

wo Erbsen, Möhren, Kohlrabi und Radieschen direkt vom
 Beet schmeckten, nur unter der Pumpe abgewaschen...,

wo wir Hühner-, Enten- und Gänseküken, Kaninchen
 und Schweinchen heranwachsen sahen...,

wo ein lustiger kleiner Hund uns begleitete...,

wo wir vier Personen während des Krieges in zwei Zimmern
 und Küche leben mussten und vom Krieg sonst kaum
 betroffen waren – bis zur Flucht im Januar 1945!

Das ist meine Heimat!

Dorothea Blankenagel



Zur Erinnerung an die Heimatkreisvertretung anlässlich der Pflanzung einer Buche durch den Patenkreis vor dem Kreishaus in Bremervörde am 25. Oktober 1987 gemeinsam mit Mitarbeitern des Patenkreises

1. Reihe sitzend von links nach rechts:

Targan, Markau, Richert, Seifert, Braumüller +, Baden +

2. Reihe stehend von links nach rechts:

Zimmermann, Molks, Erasmus, Strich +, Frau Heldt, Kortmann +, Frau Prill +, Frau Popp +, Tetzlaff +, Lickfett, Oberkreisdirektor Blume, Frau Zottmaier +, Pickrahn +, Frau Braumüller, Frau Halfpap, Heldt +, Frau Dr. Bachmann, Halfpap

Die Sorge

Ihr Lauf von Klein Stanau bis Pachollen

Durch ein breites Tal sich windend fließt die Sorge genau um Christburgs Höhen herum und schlängelt sich ihren Weg suchend bis Baumgarth, von wo sie schiffbar wird, nachdem sie unterwegs Wasser aufgenommen hat.

Hier jedoch in Christburg ist die Sorge ein natürlicher Wasserlauf und nur wenig durch menschliche Eingriffe dirigiert worden. Der Stanauer Grund war allen Christburgern der Inbegriff für Schulausflüge und Kinderfeste. Hier wuchsen an den Hangwiesen stattliche Königskerzen, breitblättrig, mit hoher, königlicher, gelber Blütenkerze. Hier soll der Anfangspunkt sein, von dem ich den Lauf der Sorge folgen werde.

Dort unten im Stanauer Grund trieb die Sorge mit ihrem Wasser eine Mühle an. Ganz geruhsam windet sich das Flüsschen nun in Richtung Christburg durch eine liebliche, fast abgeschiedene Landschaft, einem Jagd- und Fasanengebiet mit Wiesen und kleinen Wäldchen entlang eines hügeligen Geländes, über dessen beachtlichen Hängen Bäume die Chaussee nach Neuhöferfelde markieren. Dann erreicht sie den allseits bekannten und beliebten Rübnerschen Grund. Hier, an den Badeplätzen tummelte sich die Jugend. Jeder kannte die Plätze und jeder hat seine Erinnerung an das breite Tal. Sandig war das Ufer am Einstieg zum Bad im flachen Wasser. In dicken, rispig-doldigen Blütenständen wuchs die *Spiraea* und verbreitet einen starken Duft. Der weit auslaufende Schlossberg zwingt dem Flüsschen seinen Lauf in Richtung Hasenberg auf, wo an Penners Wiese ein anderer herrlicher Badeplatz mit tieferem Wasser die badefreudige Jugend anzog. Breit und frei ist auf der anderen Seite des Flusses das Tal, nachdem die Sorge einen großen Bogen geschlagen hat.

Die Baderolle unter dem Arm und ausgerüstet mit zwei Schweineblasen als Schwimmhilfe zogen wir durch die Marienburger Straße über die Schloßvorstadt bis an Penners Grundstück, bogen gleich dahinter links auf einen Trampelpfad ein, der dicht an einem Bach entlang verlief, an welchem gelbe Schwertlilien blühen, zu unserem bevorzugten Badeplatz. Wer nicht schwimmen konnte, musste sich hier schon der Schweineblasen bedienen. Haselnußsträucher am Ufer und Gebüsch waren Ersatz für Badekabinen. Schilf säumte das Ufer und Libellen tanzten über dem Wasser. Dort weiter am Prallhang des Hasenberges war es immer dunkel und schattig. Zu jeder Jahreszeit lockte dieser Berg die Christburger an, sei es zum gemeinsamen Lied an warmen Sommerabenden, im Herbst zum Hagebutten pflücken oder später, wenn die ersten Nachtfröste sich einstellten, zu Schlehen pflücken.

Ein enger Pfad zog auf halber Höhe hinüber und Schwärme von Rebhühnern flogen auf, wenn sich hier Spaziergänger aufhielten. Der Hasenberg zwingt die Sorge durch Wiesen, wo hohe Pappeln sich in ihrem Wasser spiegeln, direkt auf das Stadtgebiet zu. Bei der Oberschleuse hatte die Stadt eine einfache Badeanstalt gebaut. Baden im Regen war ein unvergessliches Erlebnis. Die Sorge fließt hier durch einen breiten Schilfgürtel.

Nach einer kurzen Strecke muß die Sorge Wasser für den Schloßkanal abgeben, der im Bogen bis an den Fluß herankommt. Recht wasserarm geworden begibt sich das Flüsschen hinter der Vorstadtmolkerei (Kuchenbecker), wo ein Steg den flachen Wasserlauf überbrückt stadteinwärts durch privates Gartengelände. Dann bringt der Mühlkanal sein Wasser der Mutter Sorge wieder zurück.

Herr Bremer von der Molkerei hatte die Kraft des Wassers ausgenutzt und damit eine elektrische Uhr angetrieben. Am gegenüberliegenden, dicht mit Bäumen beständenen Ufer war die Sorge wieder auf einer kurzen Strecke der Allgemeinheit zugänglich.

Wer kennt nicht den Steg über die Sorge, der die schmale Gasse, die aus der Stallstraße abzweigt, mit dem gegenüber liegenden dünn besiedelten Stadtteil um die Stanauer Straße verbindet. Nur wenige Meter fließt die Sorge bis zu jenem markanten Baum in Gutowskis Garten weiter, in dessen Krone ein Storchennest jedes Jahr den wiederkehrenden Störchen einen Nistplatz bot. Geheimnisvoll und dunkel wird nun der Flusslauf. Bis zur Brücke an der Rosenberger Straße. Es war die Hauptbrücke der Stadt. Weil sie altersschwach wurde, musste sie erneuert werden. Dazu wurde seitlich ein Behelfssteg angelegt. Da geschah es, dass ein bekannier Bürger der Stadt durch die Baustelle nicht trockenen Fußes gelangte, sondern durch das Nass der Sorge wieder einen klaren Kopf bekam.

Nicht immer führte die Sorge so wenig Wasser. Dafür zeugen die Hochwasserstandsmarken am Hause der Raiffeisenkasse gleich neben der Brücke, wo der höchste Wasserstand aus dem Jahre 1888 angezeigt war. Der Fluß drängte sich zum Franziskaner Kloster, in dessen Nähe Pferdeschwemmen waren. An der Klostergartenbrücke staute ein Wehr das Wasser für die Stadtmühle. Hinter dem Wehr stürzte das Wasser recht tief ab und rechts in der Ecke war ein gefürchtetes Loch. Christburgs Schuljugend kennt diese Brücke, die zur Schule und zum Klostergarten führte. Hinter den Roßgärten verließ die Sorge den Ort und grub ihr Bett durch Ackerland und die Pacholler Wiesen. Nahte die Hochwasserzeit, dann standen sie unter Wasser. Weithin dehnte sich ein großer See aus. Sonst, ja sonst führte die Sorge hier bis Baumgarth wenig Wasser.

„Revolution“ in Stuhm

Es war ein sonniger Spätherbstsonntag im November des Jahres 1918, der wie die meisten Sonntage für uns Kinder recht langweilig zu verlaufen versprach. Das änderte sich aber, als gegen vier Uhr nachmittags zwei Soldaten auf der Bahnhofsstraße zum Markt hinuntermarschierten. Ein dritter hatte bereits auf dem Marktplatz in Höhe des Eisenwarengeschäftes Klingenberg Posten bezogen.

Dieser militärische Aufzug entging uns natürlich nicht, und wir wandten ihm unsere ungeteilte Aufmerksamkeit zu. Mit kaiserlichen Uniformen und preußischer Disziplin einigermaßen vertraut, stellten wir alsbald fest, dass dieser Posten ein Gewehr mit der Mündung nach unten lässig über die Schulter gehängt hatte und dass er an seinem linken Arm eine rote Binde trug. Voller Neugier trieben wir uns in seiner Nähe herum und wagten es sogar, ihn anzusprechen. Der Soldat, dem offenbar auch daran gelegen war, seine Neuigkeiten preiszugeben, ließ sich bereitwillig in ein Gespräch mit uns ein. Zu unserem großen Erstaunen verkündete er auf unsere Fragen nach der Bedeutung der roten Armbinde, dass in Stuhm die Revolution ausgebrochen sei!

Von dem Wort Revolution hatten wir keine klare Vorstellung, aber die Armbinde imponierte uns. Wir liefen sofort nach Hause und stellten an unsere Mütter das Ansinnen, auch uns mit solchen Emblemen auszustatten, womit wir natürlich kein Glück hatten. Im Gegenteil, man befahl uns, zu Hause zu bleiben, „weil es vielleicht gefährlich werden könnte“. Und tatsächlich wurde es gefährlich.

Etwa um 7 Uhr abends verbreitete sich das Gerücht, russische Kriegsgefangene hätten sich bewaffnet und seien nun im Begriff, auf Stuhm zu marschieren, um die Stadt einzunehmen und die Sträflinge des Zentralgefängnisses zu befreien.

Die Familie des Landrats Auwers, des Bürgermeisters Schröder und andere gefährdete Personen begaben sich in die Kaserne, wo Waffen, sogar Maschinengewehre und Munition an die dort stationierten Soldaten ausgegeben wurden. Im Zentralgefängnis zogen sich die Beamten mit ihren Familien aus ihren Wohnungen hinter die hohen Gefängnismauern zurück, die jetzt gegen Gewalt von außen schützen sollten. Vertrauenswürdige Gefangene sollten ebenfalls bewaffnet werden, damit sie im Notfall mit den Beamten die Anstalt verteidigen konnten. Die übrigen Bürger taten ebenfalls zu ihrem Schutz, was sie konnten.

Wir wohnten am Markt im Hause der späteren Konditorei Erasmus im ersten Stock. Die Konditorei und das Café gehörten Herrn Paulwitz, der damals Soldat war. Frau Paulwitz und ihre Schwester führten das Café, das im Krieg von Soldaten fleißig besucht worden war und das damals schon über ein elektrisches Klavier verfügte. Dieses Instrument

hämmerte nächtelang Tanzrhythmen unter unserem Schlafzimmer. Mein Vater war 1918 noch in englischer Kriegsgefangenschaft, und der Mann von Frau Steinke im zweiten Stock war im Krieg gefallen. Vier Frauen und zwölf Kinder unter zehn Jahren harrten verängstigt – unsereiner mehr abenteuerlustig als besorgt – der Dinge, die da kommen sollten. Am ruhigsten war noch Frau Steinke, die als Tochter des Ziegeleibesitzers an der Straße nach Pestlin gut polnisch sprechen konnte und annahm, sich auch mit Russen verständigen zu können. In ihrer elterlichen Ziegelei arbeiteten damals 200 russische Kriegsgefangene, und man erwartete den Angriff von jener Seite. In anderen Stadtteilen richtete man sich auf einen Angriff von der Marienburger Seite her ein. Im zweiten Stock unseres Hauses wurde mit allen vorhandenen Betten ein großes Nachtlager eingerichtet, im Café unten im Parterre der Schnaps bereitgestellt. Bis 24 Uhr hielt uns die Aufregung munter, dann wurden wir müde und schliefen ein.

Kaum hatte ich am nächsten Morgen die Augen offen, rannte ich auch schon auf die Gerichtsstraße hinaus, und auf den Markt, um der Revolution zu begegnen, falls sie inzwischen eingetroffen sein sollte. Die Sonne schien prächtig, und die Stadt bot den alltäglichen friedlichen Anblick. Zu sehen war freilich außer dem Milchmann kaum ein Mensch. Ich stürzte auf ihn zu und begann ihn auszufragen. Er sagte, dass die Russen nicht gekommen seien und wohl auch nicht mehr kommen würden. Für Stuhm sei es aus mit der Revolution. Womit der Milchmann recht behielt.

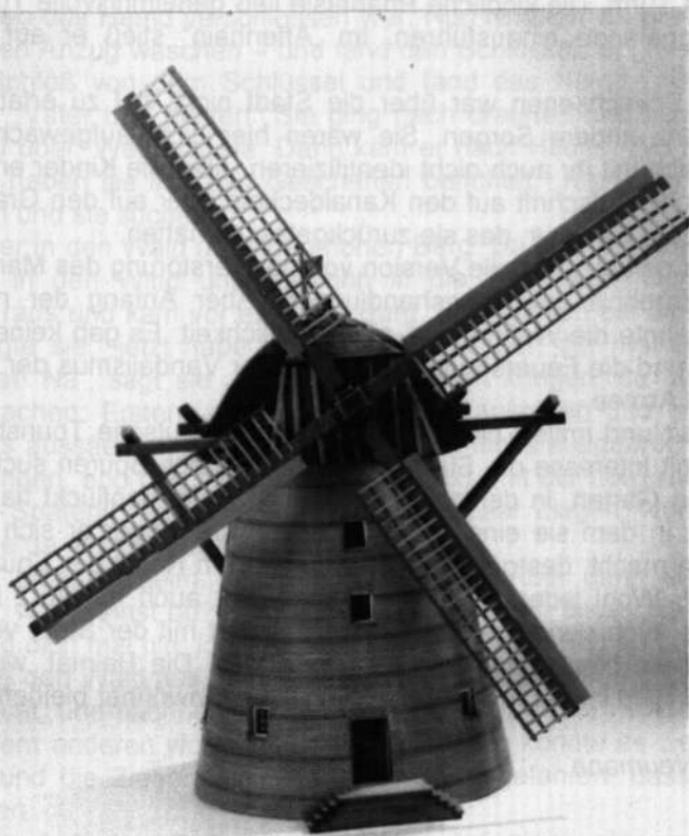
Im Jahre 1935 diente ich als Soldat mit Joachim (Jupp) Börstinger in Königsberg. An einem Sonntagnachmittag begleitete ich ihn nach Hause, wo wir mit Schwester und Vater Böstinger Kaffee tranken. Dabei erklärte mir Herr Börstinger, 1918 Postmeister in Stuhm, die damals etwas verwirrenden Geschehnisse. An jenem Sonntag im November 1918 war ein Trupp Soldaten mit einem Unteroffizier aus Marienburg erschienen, der in Stuhm Arbeiter- und Soldatenräte wählen lassen wollte. Nach zwei Stunden kam noch ein zweiter Trupp, wieder etwa zehn Mann mit einem Feldwebel als Führer. Dieser wollte die Stadtkasse beschlagnahmen. Zu seinem Leidwesen war der Rendant der Stadt mit der Kasse schon zu einem Bauern aufs Land geflohen, das Geld also nicht erreichbar. Die Absichten und Aktionen der Räte waren über die Post telefonisch an alle Behörden gemeldet worden, so dass sämtliche Kassen, auch die der Post rechtzeitig in Sicherheit gebracht werden konnten. Um die Revolutionäre zu verunsichern ließ der Landrat von Auwers telefonisch das Gerücht über die heranrückenden russischen Kriegsgefangenen verbreiten. Und um die Täuschung vollständig zu machen, gaben sich die angesehenen Familien der Stadt in die

Kaserne, um sich scheinbar dort zu verteidigen. Die Bevölkerung der Stadt zitterte natürlich vor der heranrückenden Gefahr der Russen, die

Revolutionäre zitterten mit, und zwar so sehr, dass es dem Landrat nicht schwer fiel, den Feldwebel davon zu überzeugen, dass sein Heil nur in schleunigem Rückzug nach Marienburg gelegen sei. Die Gefahr wurde so aufgebauscht, dass die Notwendigkeit berechtigt schien, über Stuhm den Ausnahmezustand zu verhängen. Gegen die Befehlsgewalt wagte sich niemand aufzulehnen, und die Offiziere behielten Stuhm in fester Hand.

Den Unteroffizier mit seinen Leuten schickte man nach Altmark, um es dort mit der Revolution zu versuchen. Für Stuhm war sie jedenfalls damit beendet.

Helmut Ratza



Mühle Tetzlaff in Budisch

Stuhm aus der Sicht eines Polen

Janusz ist ein Pole, der nach dem Krieg geboren und in Stuhm aufgewachsen ist. Er lernt die Stadt in einer trostlosen Zeit und in trostlosem Zustand kennen.

Er steht auf dem Marktplatz und weiß, dass er nun Freiheitsplatz heißt. Vorher hieß er für kurze Zeit auch Stalinplatz. In seiner Kindheit machte der Platz auf ihn einen finsternen Eindruck. Drei Seiten gab es nicht mehr, sie waren zerstört. Ein paar Jahre später wurden aber kartonartige Wohnblöcke errichtet. Er erinnert sich an einen verschlammten Wochenmarkt und an ein Denkmal der Sowjetarmee, das von schweren Eisenketten umgeben war.

Welche Kindheitserinnerungen hat er noch? Natürlich die Burg mit dem zerstörten Turm. Die kindliche Phantasie ließ geheimnisvolle Tunnel aus dem Burggelände hinausführen. Im „Affenhain“ stieß er auf jüdische Grabsteine.

Von den Erwachsenen war über die Stadt nicht viel zu erfahren. Die hatten ganz andere Sorgen. Sie waren hier nicht aufgewachsen und konnten sich mit ihr auch nicht identifizieren. Aber die Kinder entdeckten die deutsche Aufschrift auf den Kanaldeckeln oder auf den Grabsteinen oder auf dem Geschirr, das sie zurückgelassen hatten.

Viele Jahre galt die offizielle Version von der Zerstörung des Marktplatzes als ein Ergebnis der Kriegshandlungen. Aber Anfang der neunziger Jahre gelangte die Wahrheit an die Öffentlichkeit: Es gab keine Kämpfe in Stuhm und die Feuersbrunst war sinnloser Vandalismus der Soldaten der Roten Armee.

Verwundert und irritiert nimmt er meist ältere deutsche Touristen wahr, die sich mit Interesse die Stadt ansehen und nach Spuren suchen. Hier war es ein Garten, in dem sie einst saftige Äpfel gepflückt hatten, dort ein Haus, in dem sie einst gewohnt hatten. Je länger er sich über sie Gedanken macht, desto stärker ist er von ihrem Recht der Spurensuche überzeugt. Wohl jeder, sowohl derjenige, der auch nur kurz in Stuhm weilte, als auch derjenige, der für längere Zeit mit der Stadt verbunden war, trägt ein bestimmtes Bild von ihr in sich. Die Heimat, wenn auch verlassen, wird immer in der Erinnerung ihrer Einwohner bleiben.

Manfred Neumann

Die Schwanenjungfrau

Märchen aus Stuhmsdorf

Es war ein Fleischer, der nur einen einzigen Sohn hatte. Und der Alte wollte, dass der Junge sich eine Frau nähme. Nun sollte der Sohn das Geschäft übernehmen. Leider gefiel dem Sohn keine Frau. Er wollte etwas haben, das keiner hat. Nun ging er mal in einen großen Garten. Da war ein Badeteich, in dem und drei Mädchen badeten. Er schlich sich ran und nahm einer das Hemd weg. Als sie ausgebadet hatten – nahmen zwei ihre Hemden und schmissen sie in die Luft und gingen gleich in die Luft wie Vögel, die dritte konnte nicht ausrücken. Er nahm sie mit in die Stube, gab ihr seine Jacke, die musste sie umnehmen, und dann sagte er der Mutter: "Das soll meine Frau sein".

Schon sehr bald heirateten sie. Einmal war er ausgefahren und ließ seinen hellen Anzug zu Haus. Darin hatte er den Schlüssel für den Schrank, wo das Hemd verschlossen war. Nun revidiert sie die Taschen – wollte den Anzug waschen – und fand den Schlüssel. Sogleich suchte sie das Schloß von dem Schlüssel und fand das Hemd. „Nun adje“, sagte sie, „Vater und Mutter!“ Sie ging nach draußen und schmiß sich das Hemd über. Weg war sie. Dann kam er nach Hause. Wo ist meine Frau? Da haben sie ihm das Geschehen berichtet. „Na, dann muß ich mal gehen und sie suchen!“

Nun kam er in den Wald auf einen hohen Berg. Da kam ein Kreiselwind, raffte ihn in den Wind und warf ihn in die Tscharken (Dornen). Er krabbelte raus und kam vor eine alte Burg. Da erschien ein altes Weib. „Aha“, sagte sie, „jetzt habe ich dich! Du bist der, der meine Tochter geklaut hat! Na“, sagt sie „du kannst sie noch kriegen; du musst drei Stücke machen: Erstens zwei Morgen Wald ausroden und umpflügen und Flachs aussäen und zuletzt den fertigen Flachs ausgebrochen nach Hause bringen, und das mit der hölzernen Axt, mit der hölzernen Säge, Pflug und Spaten!“ Als Gespann dienten ein paar Ziegen! Nun brachte ihn die Alte da hin, und dann verschwand sie.

Er weinte bitterlich beim Stubben rauskriegen. Aber dann kam seine Frau. „Na, was weinst du?“ sagte sie. Er erzählte ihr alles. „Na „“, sagte sie, „da leg dich mal hin, ich werde das machen!“ Sie fing an zu arbeiten und rodete den Wald aus, und hat umgepflügt, Holz ausgerupft und den Flachs gesät, und nachher hat sie eingeeegt. Auf diesem Ende hört sie auf, auf dem anderen wollte es schon reifen. Sie konnte es ziehen und brechen, und die Ziegenböcke hatte sie so eingefahren, dass sie von selbst liefen.

Die zweite Aufgabe: Er sollte ein Pferd auf einen gläsernen Berg raufreiten. Auch diese Aufgabe übernahm seine Frau. Sie verschwand und ritt das Pferd, ohne dass die Alte das wusste.

Aufgabe drei: Es kamen die drei Mädchen zu ihm. Die Alte sagt: „Nun paß gut auf, erkennst du deine Frau nicht, dann ist dein Leben Gras!“ Er passte gut auf. Mit einem Male kam eine Biene, setzt sich auf die Rose. „Na“, sagt er, „das ist sie!“ – „Dein Glück, dass du sie erkannt hast!“ Nun gab sie ihnen hundert Taler, auch einen Esel, und sie konnten nach Hause losreiten. Der Alten tat es leid, dass sie die Tochter so weggegeben hatte. Sie schickte eine Schwadron Ulanen hinterher. Die sollten sie zurückholen. Die junge Frau sagte: „Da kommen Ulanen hinter uns!“ Sie stieg runter vom Sattel und machte den Esel als Hund, und das Gold, das wurden Schafe! Die liefen auf dem Rasen herum. Ihn nahm sie als Krückstock, und dann hütete sie als Schäfer. Nun kamen sie angesprengt. Sie fragten den Schäfer, ob er Leute auf einem Esel gesehen hätte. „Ja, das ist aber schon ein halbes Jahr her!“ – „Na, dann nützt es nichts!“ Sie ritten zurück. Die Frau macht wieder alles zurück, Esel und Geld – und weiter ging es! Nun schickte die Alte eine ganze Schwadron Kürassiere, schwere Kavallerie. Sie sagte: „Horch, Kürassiere kommen!“ Sie machte vom Esel eine Kirche, vom Geld Leute, und sie war der Pfarrer am Altar. Ihr Mann, der Fleischer, wurde Kirchendiener. Sie fragten den Kirchendiener, ob er nicht Leute auf einem Esels gesehen hätte. „Ja“, sagte er, „das ist aber über ein Jahr her!“ So ritten sie zurück. Sie machte alles wieder zurück und zogen weiter. Da sagte sie: „Horch, die Alte kommt!“ Sie verzauberte den Esel als Teich und das Geld als Fische. Und er und sie waren Enten. Die Alte kam, sprang runter vom Pferd und rief: „Piele, piele!“ Aber die Pielepiele hörten nicht. Da begann sie, das Wasser auszusaufen. Dabei platzte sie! So konnte das junge Paar nach Hause reiten, und wenn keiner gestorben ist, schlachten sie noch heute.

Restaurant Bürgerhalle

Inh.: Max Schulz

Markenwerberstr. 62

Telefon 117



Gute Küche und gepflegte Getränke

Besonders geeignet für kleine Vereine

Regelbahn ☞ Fremdenzimmer

Große Einfahrt ☞ Autounterkunft

Westpreussen ist der westliche Teil des alten Preussenlandes, in früher Zeit von germanischen, baltischen und slawischen Völkern bewohnt, seit 1230 vom Deutschen Ritterorden erschlossen, vorbildlich aufgebaut und verwaltet, später um Freiheit und Selbständigkeit ringend und schliesslich seit 1772 eine blühende Provinz im preussischen Staat bis zur Vierteilung 1919/20. Westpreussen ist das Land zu beiden Seiten der unteren Weichsel, das Land der grossen Burgen, gewaltigen Kirchen und mächtigen Dome, das Land der Ordens- und Hansestädte. Westpreussen ist im Laufe von mehr als 700 Jahren zu einem deutschen Kulturland von hervorragender Bedeutung geworden mit blühender Landwirtschaft und in der Welt bekannten Industrien, mit ehrwürdigen Schulen, Hochschulen und Theatern, geschichtsträchtigen Archiven, Bibliotheken und Museen. Westpreussen ist die Heimat bedeutender Persönlichkeiten, von Nicolaus Copernicus über Arthur Schopenhauer, Ferdinand Schichau und Emil von Behring bis Werner von Braun.



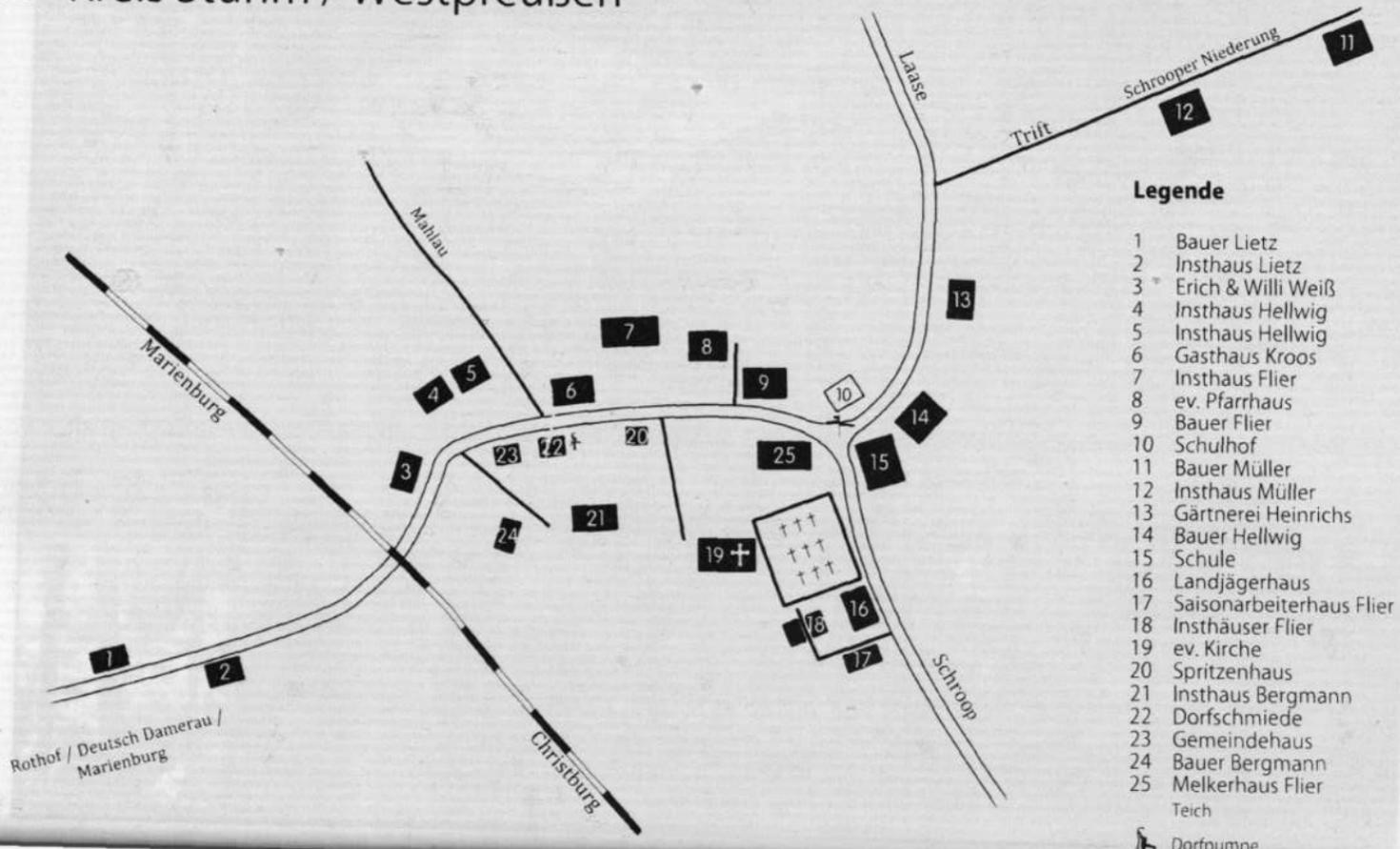
Ungeachtet der Tatsache, dass die evangelische Kirche in Stuhm
 seit 1945 als Friedhof für die evangelischen Bürger der Stadt
 Stuhm dient, ist die Kirche in Stuhm ein geschichtliches
 Denkmal und ein Teil der Kultur der Stadt Stuhm.





Lageplan Losendorf um 1940

Kreis Stuhm / Westpreußen



Legende

- 1 Bauer Lietz
 - 2 Insthaus Lietz
 - 3 Erich & Willi Weiß
 - 4 Insthaus Hellwig
 - 5 Insthaus Hellwig
 - 6 Gasthaus Kroos
 - 7 Insthaus Flier
 - 8 ev. Pfarrhaus
 - 9 Bauer Flier
 - 10 Schulhof
 - 11 Bauer Müller
 - 12 Insthaus Müller
 - 13 Gärtnerei Heinrichs
 - 14 Bauer Hellwig
 - 15 Schule
 - 16 Landjägerhaus
 - 17 Saisonarbeiterhaus Flier
 - 18 Insthäuser Flier
 - 19 ev. Kirche
 - 20 Spritzenhaus
 - 21 Insthaus Bergmann
 - 22 Dorfschmiede
 - 23 Gemeindehaus
 - 24 Bauer Bergmann
 - 25 Melkerhaus Flier
- Teich
-  Dorfpumpe



Vorlaubenhaus Hellwig in Losendorf

Die evangelische Kirchengemeinde Losendorf hatte sich als eine der wenigen im überwiegend katholischen Amte Stuhm schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts gebildet. In den Jahren 1876 bis 1878 wurde dann auf einem Hügel über Losendorf ein neugotischer Kirchenbau errichtet, dessen schön geformter Turm noch heute weit in das Stuhmer Land hinein grüßt.

Kinderreime

Plattdeutsch aus dem Gebiet Stuhm-Rehhof-Bönhof

Ruze patruze,
 wat ruschelt em Stroh?
 par jänskes sent barfoot
 on habe kene schoh.
 De Schuster hafft ledder,
 ken Lestke darto
 sonst makt he min Senke
 e par nije Schoh.

En Rehhop opp dem Schwinemarkt
 da stait ne Karossell.
 De Krajewalder Mäkes,
 dä fare alle schnell,
 dat Jesicht jeschminkt,
 en jedem Stremp e Loch,
 aber fare done sä doch.

Mille, mile, male
 Mäkes koste Daler,
 Junges koste duweldreck,
 nemm de Scheffel
 schuw se weg,
 schuw se inne Rogge,
 dat se quarre wie de Pogge.

Mine Mutter kocht alles,
 bloß Grett nich.
 Alle mäkes krieje Männer,
 bloß ek nich.
 Da full ek ent Krut
 wurde ek e Brut.
 Mine Mutterke kam
 on dat si min Nam
 on dat ek noch emal
 na Rehhoffke kam.

Der schwarze See

Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, dass man eigentlich erst im letzten Jahrzehnt zu der Einsicht gelangt ist, dass wir auch in unserer engeren Heimat neben den vielen kulturhistorischen Stätten auch prächtige Wälder mit zahlreichen Ausflugsorten und Erholungsstätten besitzen, um die wir zu beneiden sind. Wir müssen nur Aug' und Ohr öffnen und wir werden, wenn auch von der Natur noch so verwöhnt, immer wieder unzählige reizvolle Flecken und stille Winkelchen in dem großen Gottesgarten neu entdecken und uns so an Gottes Allmacht und Güte erfreuen.

Einem dieser stillen „Waldwinkelchen“ seien meine nachstehenden Zeilen gewidmet; es ist der „Schwarze See“.

„Sie stehen unmittelbar vor dem Schwarzen See und können ihn trotzdem nicht sehen“, hörte ich des öfteren erzählen. Das ist doch merkwürdig, dachte ich; aber auch das Sagenhafte und das Geheimnisvolle, das diesen See umwebt, lockte mich nach Ort und Stelle. Auf welchem Weg gelangt man nun dorthin?

Um zum Ziel zu kommen, wählt man die Strecke Stuhm – Lindenkrug – Försterei Ostrow – Lewark – Försterei Werder. Ein zweiter Weg führt über das Waldschlösschen. Daneben führen noch ungefähr ein halbes Dutzend Wege und Pfade zum Schwarzen See. Schon die vorbezeichneten Namen zeigen, dass sich die Wanderung im Waldgebiet vollzieht, im herrlichen Mischwald. Uralte Eichen wechseln mit mächtigen Buchen und anderen Waldriesen, in deren Geäst „Meister Hämmerlein“, der Specht, fleißig bei der Arbeit, die Aufmerksamkeit des Wanderers auf sich zieht. Besonders reizvoll nehmen sich hier auch die in den einzelnen Waldrevieren eingelegten Wiesen aus. Von schlanken Birken umrandet, in deren Gerank sich zuweilen ein Eichhörnchen wiegt und neckisch seine Akrobatenkunststücke ausführt, wird hier eine recht effektvolle Wirkung hervorgerufen. Bietet sich nun dem Wanderer die Gelegenheit, dass gerade Meister Lampe nebst Familie auf diesen Waldwiesen sein „Weekend“ veranstaltet, oder gar ein Mutterreh mit seinem Zicklein, des Lebens sich freuend, muntere Sprünge ausführt, glaubt man sich in einem Märchenwald versetzt, von dem uns das Großmütterlein in unserer Jugend so oft erzählte.

Wie ich den Schwarzen See fand und was ich dort gesehen habe? Ich will gern gestehen, wenn ich nicht in der Person eines Kollegen einen fachkundigen Führer gehabt hätte, es mir doch reichlich schwer gefallen wäre, den See zu finden, trotzdem ich aus meiner Afrikazeit auf dem Gebiete der Orientierung gerade kein Neuling bin. Denn auch ich stand vor dem See und – sah ihn nicht. Ein Widerspruch, den die Natur hier zur Wahrheit macht. Dieser Naturstreich findet in dem Widerschein der Ufervegetation in dem schwarzen Wasserspiegel seine Aufklärung.

In einem kraterähnlichen Gebilde, einer Senke von ungefähr 10-12 Meter, liegt dieser 2000 qm große Sagensee. Ich steige das teilweise leicht ansteigende Ufer hinunter und gelange so an den Wasserspiegel. Welch schöner Anblick! Ergriffen von soviel Naturschönheit setze ich mich auf einen entwurzelten Baumriesen und lasse dieses Naturereignis auf mich einwirken. Tiefschwarz ist das Wasser, ruhig und glatt wie ein Spiegel liegt der See da. Als unteren Abschluss sieht man Stauden von Mummeln und Seerosen, den oberen Abschluss bilden uralte Baumriesen der verschiedensten Art, die mit ihrem prächtigen Grün einen Kranz bilden, der durch die eingestreuten Birken mit den tief herabhängenden Ranken sich besonders reizvoll ausnimmt. Die Lichtreflexe der Sonne versuchen, das dichte Laubgewinde zu durchdringen und schließen in goldenen Strahlen in die schwarze unergründliche Tiefe des Sees. Hoch in den Lüften kreisen zwei Bussarde im Gleitflug dahin, als fürchteten sie, diese heilige Ruhe durch ihren Flügelschlag zu stören. Und über diesem ganzen Zauberbild ein lichtblauer klarer Himmel. -Doch was ist das? Plötzlich höre ich Glockengeläut; es kommt von den Türmen der Stuhmer Gotteshäuser und erhöht so die hier herrschende feierliche Stille.

Es ist ein verzauberter See. Viele Sagen knüpfen sich an seine Geschichte. Einst soll an dieser Stelle eine Kirche gestanden haben, die versunken ist. Bisweilen wollen alte Leute um Mitternacht hier Glockengeläut vernommen haben. Weiter heißt es im Volksmunde: Vor vielen, vielen Jahren begaben sich bei Nacht drei Männer an den Schwarzen See, um zu fischen. Der eine von ihnen macht einen sehr reichen Fang, dieweil die anderen beiden leer ausgingen. Neidisch und erzürnt verabredeten sie nun, ihren vom Glück bedachten Genossen bei dem nächsten nächtlichen Fang zu verlassen, in der Annahme, dass er aus Furcht das Fischen einstellen würde. Gesagt, getan. Und in der Tat, der so allein Zurückgelassene bekam's mit der Furcht zu tun und wollte den beiden folgen. Plötzlich steht eine schwarz gekleidete Frau von seltener Schönheit und Anmut lichtumflossen vor ihm. Händeringend bittet sie den Mann, drei Nächte lang zum Fischfang zu kommen, er würde reichlich belohnt werden. Wenn er angesprochen werden sollte, dürfe er jedoch nicht antworten. „An der Erfüllung dieses Wunsches liegt meine Erlösung,“ seufzt sie. „Niemals wieder“, klagt sie weinend, „darf ich mich einem menschlichen Wesen mit der Bitte nähern, wenn sie mir diesmal versagt bleibt.“ Tieferschüttert steht der Mann da; doch da packt ihn die Angst und fluchtartig folgt er seinen Kameraden. Das ist der Schwarze See.

Von Johannes Klosinski, Stuhm

Die Entwicklung des Landeskulturwesens im Kreise Stuhm

Die Landeskultur ist in Deutschland verhältnismäßig neueren Datums. Während man in China schon 2200 n. Chr. Bewässerungsanlagen hatte, in Ägypten, Indien, Persien und Spanien das Landeskulturwesen ebenfalls schon sehr alt ist, reicht dieses in deutschen Landen nur bis in die Ritterzeit zurück. Zur Zeit der Ordensritter wurde der Marienburger Mühlenkanal errichtet, der bei Stangenberg beginnt und den Kreis Stuhm in seiner ganzen Länge durchschneidet. Der Kanal diente ursprünglich zur Speisung der Wallgräben und Brunnen der Marienburg und der Stadt selbst, gleichzeitig aber auch als Vorflutgraben. Zur Unterhaltung dieses Grabens wurde schon damals eine Wässerungsordnung herausgegeben. Zu derselben Zeit war auch schon die Unterhaltung der Weichsel- und Nogatdämme geregelt. Die Förderung der Landeskultur hat später mehr oder weniger geruht. Friedrich der Große war der erste, der das Landeskulturwesen in großzügiger Weise förderte. Die Aufwendungen für Landeskultur- und Siedlungszwecke betragen während seiner Regierungszeit allein 10 Prozent der gesamten Staatsausgaben. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts trat durch das Bekanntwerden der Dränröhren ein Umschwung im Landeskulturwesen ein. Im Jahre 1844 hatte man in England die Dränröhrenpresse erfunden und mit der Röhrendränage große Erfolge erzielt. In Deutschland war bis dahin als unterirdische Entwässerung nur die mittels Sickerkanälen und Holzkastendrängs bekannt. Diese Art der Entwässerung war örtlich begrenzt. Man konnte wohl die nassesten Stellen bei gewissen Voraussetzungen notdürftig entwässern, musste aber jeden Strang für sich ausmünden lassen. Die Dränröhren hingegen gaben die Möglichkeit, systematische Dränagen auszuführen, d. h. man konnte die einzelnen Stränge großer Flächen verbinden und das gesammelte Wasser an einer Stelle dem Vorflutgraben zuführen. Eine weitere Förderung trat im Jahre 1879 durch die Schaffung des Gesetzes betr. Die Bildung von Wassergenossenschaften ein. So entstand bald darauf im Jahre 1881 im Kreise Stuhm die erste Wassergenossenschaft und zwar die Entwässerungsgenossenschaft Kl. Brodsende-Baumgarth, der eine Reihe von anderen Genossenschaften folgte.

Von Kreisbaumeister Rudolf Munker

Das Wappen für den Kreis Stuhm

Während die deutschen Städte seit dem 13. Jahrhundert das Recht zur eigenen Wappenannahme hatten und den preußischen Provinzen bereits seit 1880 ein eigenes Wappen verliehen wurde, wurden im Gegensatz hierzu die preußischen Landkreise als „nicht wappenfähig“ angesehen. Nach der Auflösung des preußischen Heroldamtes und vor allem infolge des ausgeprägten Willens der Landkreise trat in dieser Ablehnung des Staates eine Änderung ein. Besonders in der letzten Zeit sehen wir den preußischen Landkreistag sich mit dieser Frage nachhaltig beschäftigen.

Es gibt zur Zeit bereits eine ansehnliche Anzahl von Landkreisen, welche die staatsministerielle Genehmigung zur Führung eines eigenen Wappens erhalten haben. Zu diesen Landkreisen gehört auch der Kreis Stuhm, dessen Körperschaften am 23. März 1929 den einstimmigen Beschluss fassten, ein eigenes Kreiswappen zu schaffen. Dieser Beschluss wurde unter dem 27. September 1929 durch das preußische Staatsministerium genehmigt. Das Wappen des Kreises mit der kreisförmigen Umschrift soll Symbol der historisch gewordenen Rechtspersönlichkeit des Kreises sein. In ihm kommt auch die Stetigkeit der Verwaltung des Kreises zum Ausdruck. Es wird beim Siegel und Stempel des Kreis Ausschusses und sonstiger vom Kreise eingerichteter Anstalten Anwendung finden. Der heutige Kreis Stuhm umfasst

1. das Gebiet der Vogtei Stuhm, und zwar bis auf die in jüngster Zeit an die Stadt Marienburg abgetretenen Dörfer Tessensdorf und Willenberg vollständig;
2. das Gebiet des Waldamts Bönhof vollständig;
3. einen kleinen Teil der Komturei Christburg und zwar etwa ein Siebentel mit den Kammerämtern Morainen und Posilge.

Bei der Wahl des jetzigen Kreiswappens fand in erster Linie das Wappen des Vogtes von Stuhm Berücksichtigung, dessen heutiger Amtsnachfolger der Landrat von Stuhm gewissermaßen ist.

Das Wappen ist aus dem Amtssiegel des Vogtes von Stuhm bekannt. Es enthält einen weißen Balken in rot. Dieses Wappen war auch das Banner, unter dem die Ritterschaft von Stuhm bei Tannenberg 1410 ehrenvoll focht. Ihr Anführer war der Großkomtur des Ordens, Kuno von Lichtenstein, der in der Schlacht fiel. Der Waldmeister von Bönhof hat einen Tannenzapfen im Siegelbilde.

Das farbige Wappen des Kreises Stuhm zeigt den weißen Balken des Vogteiwappens von Stuhm in rot, der mit drei Tannenzapfen des Waldmeisters zu Bönhof belegt ist. Die Farbe des Tannenzapfens ist in grün gehalten.

Der Entwurf dazu stammt von dem Provinzialkonservator, Herrn Oberbaurat Dr. Schmidt, Marienburg.

Die Ordensburg in Stuhm

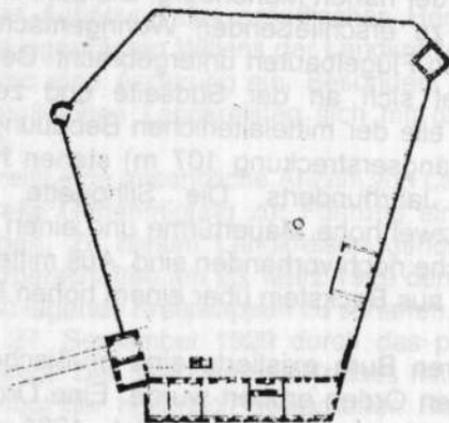
Die Ordensburg Stuhm ist ein außergewöhnlich unregelmäßiger Bau der späten Ordenszeit. Die in idyllischer Lage zwischen zwei Seen gelegene Burg diente hauptsächlich als Erholungssitz des Hochmeisters und der Großgebietiger aus der nahen Marienburg. Die zahlreichen nur noch aus den Schriftquellen zu erschließenden Wohngemäcker waren in zwei langen und niedrigen Flügelbauten untergebracht. Der etwa 50 m lange Hauptflügel befindet sich an der Südseite und zeigt in Keller und Erdgeschoß noch Teile der mittelalterlichen Bebauung. Im Innenbereich der Burg (größte Längserstreckung 107 m) stehen heute überwiegend Bauten des 19. Jahrhunderts. Die Silhouette der Burg wurde ursprünglich durch zwei hohe Mauertürme und einen Torturm bestimmt, deren untere Bereiche noch vorhanden sind. Aus mittelalterlicher Zeit hat sich die Ringmauer aus Backstein über einem hohen Feldsteinsockel am besten erhalten

Anstelle der späteren Burg existierte eine preußische Befestigung, die 1236 vom Deutschen Orden erobert wurde. Eine Ordensburg in Stuhm wurde vermutlich erst um 1330 gegründet. 1331 erfolgt die einzige Erwähnung eines Komturs, danach sind nur noch Vögte als Verwalter genannt. Stuhm hatte offenbar schon früh die Funktion eines Jagd- und Erholungssitzes für den Hochmeister und seine Gäste. Als 1377 Herzog Albrecht von Österreich als Teilnehmer einer Litauerreise nach Stuhm geladen wurde, fand er an diesem schönen Ort offenbar so viel Gefallen, dass er Geld zur Errichtung eines Turmes in der Burg stiftete. Zu den Attraktionen gehörte auch ein 1408 erwähnter Tiergarten. 1410 wurde die Burg von polnischen Truppen besetzt und anschließend vom Deutschen Orden wieder zurückgewonnen.



Ansicht von Osten.

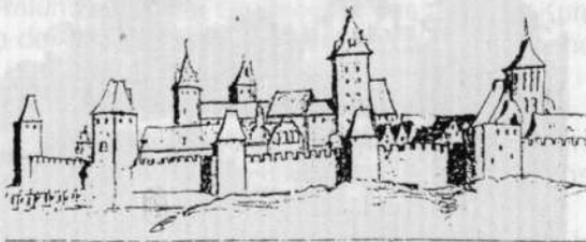
Zwischen 1415 und 1420 erfolgte ein großzügiger Ausbau der Burg, bei der nicht nur die Kriegsschäden beseitigt wurden, sondern auch eine ganze Reihe neuer Bauten und Räume entstand. In den Quellen sind unter anderm erwähnt: Gemach, Kammer und Dansger des Großkomturs, Sommergemach und Kammer des Hochmeisters, Tresslerkammer, Kaplanskammer, Schreibkammer und ein Remter.



Grundriss, mittelalterlicher Zustand

Diese umfangreichen Baumaßnahmen sind bemerkenswert, weil der Deutsche Orden infolge wirtschaftlicher Probleme nach dem verlorenen Krieg mit Polen kaum noch Investitionen tätigen konnte. Infolge des zweiten Thorner Friedens (1466) fiel Stuhm an die polnische Krone, die hier einen Starostensitz einrichtete. Im 17. Jahrhundert wurde die Burg während der nordischen Kriege beschädigt, und nach einem Brand 1683 setzte der zunehmende Verfall ein. Unter preußischer Herrschaft ab 1772 kam es zu einigen Abrüchen, und im 19. Jahrhundert wurden mehrere Gebäude um- und neugebaut.

Nach 1945 setzte man die Burg teilweise wieder instand



Ansicht von Stadt und Burg (im Hintergrund) 1628.
Nachzeichnung eines Stiches von A. Booth.

Der Kreis Stuhm als historische Landschaft

Der heutige Kreis Stuhm hat auf drei Seiten natürliche Grenzen, die Weichsel, das Werder und die Sorge. Dadurch bekommt er in gewisser Hinsicht eine halbinsulare Lage, die lange Zeit für seine politischen Geschicke bestimmend war. Die Besiedlung vor der Ordenszeit war eine ziemlich gleichmäßige und von den drei Preußenburgen, die 1236 erobert wurden, lagen zwei in der Mitte, bei Stuhm und Pestlin. Auch der Name Altmark deutet auf das Vorhandensein eines zentral gelegenen Markortes der Preußen hin. Nur der Westen, wo der große Drausenwald lag, muss damals Wildnis gewesen sein. Diese Verhältnisse änderten sich, sobald der Orden hier festen Fuß fasste. Seine Burgen lagen am Rande dieser Halbinsel, in Christburg, Posilge und Zantir, seit 1280 auch in Marienburg. Drei von diesen Burgen lagen oder liegen noch am Flusse, denn der Orden brauchte die Wasserwege als wichtige Etappenstraße. Das gilt besonders von der Weichsel-Nogatlinie, aber auch von der unteren Sorge, die einen Schiffsverkehr nach Elbing ermöglichte; hatte doch der Christburger Komtur im Jahre 1399 einen Bestand von 15 Nassuten¹⁾, 7 großen Weichsel Schiffen und 2 Mittelschiffen. Von Christburg führte eine schon im 13. Jahrhundert genannte Landstraße südwärts nach der Ordensburg Roggenhausen. Am Südrande, der mit dem oberen Pomesanien zusammenhängt, lagen nur Burgen von Lehnsleuten, in Stangenberg und Tiefenau. Über die Wirksamkeit der Komture und Konvente in Zantir und Posilge haben wir wenig Kunde; vielleicht waren hier vorwiegend militärische Stützpunkte. Am frühesten ist die Ordnung der Agrarverhältnisse von Christburg aus unternommen. Sobald Zantir von Marienburg abgelöst wurde, beginnt die Siedlungsarbeit und man grenzte auch allmählich die beiden Bezirke von einander ab. Schroop, Georgensdorf, Kalwe, Neumark und Michelsdorf bezeichnen die nunmehrige Ostgrenze des Marienburger Gebietes. Auch jetzt blieb die politische und kulturelle Leitung in den beiden Burgen am Rande des Kreisgebietes, hier entstanden auch die beiden Städte, Marienburg 1276 und Christburg, zwar früher begründet, aber erst 1290 endgültig mit Stadtrechten begabt. Der Aufgabenkreis beider Konvente reichte aber weiter, von Christburg wurde Ostpomesanien und das Land Sassen, bis Gilgenburg hin, verwaltet und Marienburg bekam das große (Marienburger) Werder und seit 1309 auch das Danziger Werder und die Nehring. Es fehlte also jeder Anlass, etwa in der Mitte Nordpomesaniens einen eigenen Verwaltungssitz zu schaffen. Der Ordenshof Stuhm, der 1295 erstmalig erwähnt wird, war ein Domänenhof für landwirtschaftliche Zwecke. Erst zur Zeit des Hochmeisters Luther, Herzog von Braun-

1) Nassuten waren größere, zum Warentransport auf Flüssen benutzte, geeichte Ruderboote, sie kosteten 11 Mark das Stück. Ein Seeschiff wurde 1505 mit 70 Mark bewertet.

schweig, wurde hier eine Burg erbaut oder fertiggestellt. Sie hatte vor allem militärische Bedeutung, da sie den Engpass zwischen den Seen und damit die Straße nach Marienburg beherrschte. Als vorgeschobener Posten sollte sie das Ordenshaupthaus decken und diese Aufgabe hat sie denn auch in allen Kriegen stark in Mitleidenschaft gezogen. Dass man dem Vogt von Stuhm beim allmählichen Ausbau der Landesverwaltung auch einige Verwaltungsaufgaben überwies, war nicht von erheblicher Bedeutung; die Abhängigkeit von der Marienburg blieb bestehen. Sie wurde auch dadurch bedingt, dass der Westabfall des Gebietes nach dem Flusstal der Weichsel-Nogat steil und hoch war und den bequemen Stromübergang erschwerte, auch wäre die Fortsetzung des Weges nach Dirschau hin zu lang geworden. Es ist bezeichnend, dass Zantir eingehen konnte und dass in Kittelsfähre keine größere Siedlung entstand, wie sonst an Übergangsstellen, obwohl hier schon zur Ordenszeit eine Fähre im Zuge der Straße Stuhm-Montau war.

So wurde Marienburg, wo seit etwa 1335 bis 1340 eine feste Brücke über die Nogat gebaut war, mit besseren Zufahrtstraßen auch das Verkehrszentrum des Höhengebietes. Da aber der Nordteil des Kreises damals stark bewaldet war und tiefe Geländeeinschnitte hatte, so führte die wichtigste Ausfallstraße von Marienburg nach dem Stuhmer Seenpass, um sich hier erst zu teilen. Damit hatte das Ordenshaus Stuhm einen gewissen Vorteil. Es mag neben anderem den Orden 1416 veranlasst haben, in der Vorburg des Hauses eine Stadt zu gründen. Wichtig wurde das Haus Stuhm daher auch als Etappenort, als Reisestation bei den Landesreisen der Hochmeister. Sehr oft ging die Reise von Marienburg nach dem Osten über Stuhm, Christburg und Pr. Mark bei Saalfeld. Die Burg Christburg wurde seit 1309 Sitz des obersten Trapiers, eines der fünf Großgebietiger und auch dadurch in ihrer Bedeutung gehoben. Die Zweiteilung des heutigen Kreisgebietes zeigt sich auch in den Bauwerken jener Zeit. Die Kirchen des Christburger Anteils, in Baumgarth, Lichtfelde und Altmark (hier nur der Turm) sind stattliche elegante Bauten, die Kirchen im Marienburger Anteil, Posilge, Kalwe, Peterswalde und Neumark sind bescheidener, obwohl auch sie die Eigenart der Ordensbaukunst gut zur Anschauung bringen.

Der zweite Thorner Friede, 1466, ändert diese Verhältnisse. Marienburg und Christburg wurden an den König von Polen – nicht an den polnischen Staat – abgetreten. Die Sorge wird von Christburg ab Grenzfluss und bleibt es bis heute. Damals wurde sie die Grenze zweier Staaten, von Preußen königlichen Anteils und dem Ordensanteil von Preußen. Auch die Südgrenze der Komturei Marienburg wurde Landesgrenze nach dem beim Orden verbliebenen Bistum Pomesanien hin. Der Kreis Stuhm bekam dadurch hier eine feste Grenze, die zur Kulturscheibe wurde. Stuhm gewinnt an Bedeutung. Zwar blieb die wirtschaftliche Verwaltung bei der königlichen Dekonomie Marienburg, aber die Woi-

woden von Marienburg waren anfangs zugleich Starosten von Stuhm, seit 1611 Starosten von Christburg, und sie haben zumeist in Stuhm residiert, wo auch noch 1466 der Sitz des Gubernators war. In der Marienburg saßen die Behörden, der Schatzmeister von Preußen, der Dekonom, der Burggraf u.a.; der Woiwode bevorzugte das stillere, für eine Familie wohnlichere Haus Stuhm und die Lage an den von Wald umsäumten Seen lockte gewiss auch. Neben der Burg war schon 1416 vom Orden eine Stadt gegründet, deren Wirtschaftsleben, mochte es auch bescheiden sein, die Bedeutung des Starostenschlosses etwas hob. Die Ordensburg Christburg war im 13jährigen Kriege zerstört, nach den Friedensbedingungen sollte sie abgebrochen werden. Damit war die Starostei Christburg eines vornehmen Sitzes beraubt. Das Gericht und die Starostei-Verwaltung wurde in dem bisherigen Ordens-Vorwerk Neuhof installiert. Die Starosten residierten wohl auf Landgütern, aber häufiger in Stuhm, so der bekannte Achatius von Zehmen, der beide Ämter vereinigte und seit 1546 auch Woiwode von Marienburg war. Diese Entwicklung führte dazu, dass sich der Schwerpunkt der Verwaltung etwas nach Stuhm hinzog. In der Mitte²⁾ des Gebietes entsteht ein neuer Mittelpunkt, wenn auch mit kleinem Aktionsradius. Dadurch wird der Zusammenhang der beiden Hälften, der Christburger und der Marienburger, vorbereitet.

1772 kommt das Land wieder zum ehemaligen Ordensanteil zurück, zur Krone Preußen. Die Sorge bleibt Grenzfluss, zwischen den Bezirken der Kriegs- und Domänenkammern von Königsberg und Marienwerder, wie heute noch zwischen den beiderseitigen Regierungsbezirken. Auch die Zerteilung bleibt. In Stuhm und in Neuhof-Christburg sitzen eigene Domänen – Intendanturen und eigene Gerichte. Die Eingliederung in den großen Landratskreis Marienburg, der bis zum frischen Haff reichte, griff weniger in das öffentliche Leben ein. Die Neuordnung des preußischen Staates nach den Befreiungskriegen schuf 1816 – nach langen Verhandlungen – den Kreis, so wie er jetzt dasteht. Im Süden verlor er zwar die Tiefenauer Güter, aber die beiden alten Komtureianteile von Marienburg und Christburg wurden nun wirklich vereinigt. Die Nord- und Westgrenze wurde Grenze zweier Regierungsbezirke, Danzig und Marienwerder, die Ostgrenze, die zweier Provinzen, auch hierin traf wieder das Aussehen einer Halbinsel hervor. Das Ergebnis der Verhandlungen bei der Bildung des Regierungsbezirkes Danzig war die politische Loslösung Marienburgs von der Höhe. Man dachte vielleicht auch an die landwirtschaftliche Verschiedenartigkeit des Werders und der Höhe. Bei der Wahl des Amtssitzes für den Landrat griff man noch einmal auf uralte Zustände zurück. Christburg, am Ostrande, wurde 1816 Kreisstadt. Einige Jahre später zwang aber Wohnungsmangel in Christburg zur Ver-

²⁾ Genauer trifft diese Bezeichnung nur in der Nord-Süd-Richtung zu. Auf der Linie Weißenberg-Christburg begrenzt Stuhm das westliche Drittel

legung des Landratsamtes nach Stuhm. Politische Ereignisse und die Notwendigkeit, die übergroßen Verwaltungsbezirke älterer Zeit zu verkleinern, schufen den Kreis Stuhm und in dem eine ungefähr in der Mitte gelegene Kreisstadt. Aber die Abhängigkeit des Kreisgebietes von dem geographisch günstiger gelegenen Marienburg war im Handel und Handwerk bedeutender und vor allem gewann es neue Vorteile durch die festen Verkehrswege. Schon die Postkurse liefen von Marienburg über Stuhm nach Marienwerder und über Christburg nach Pr. Mark. Entscheidend wurde aber der Bau der Eisenbahnen. Alle drei Bahnlinien, die den Kreis Stuhm durchschneiden, die Wlawa'er Bahn, 1876 eröffnet, die Weichselstädte-Bahn von 1883 und die Miswalder-Bahn von 1893 treffen in Marienburg zusammen; Stuhm liegt nur an einer dieser Linien. Der Brückenbau bei Marienburg, 1857 fertiggestellt, musste zwangsläufig das alte Komtureigebiet wieder enger an Marienburg knüpfen. Christburg, das erst 1893 Bahnanschluss erhielt, konnte sich seine alte Position nicht zurückerobern. Vielleicht wird der an Umfang immer mehr zunehmende Kraftwagen-Verkehr bei richtigem Ausbau des Straßennetzes Stuhm mehr in den Mittelpunkt stellen. Ein gewisser Vorteil lag für Stuhm darin, dass die 1844-47 gebaute Staatschausee Marienburg-Marienwerder den Kreis in ganzer Länge durchquerte und zugleich Stuhm berührte. Dagegen schneidet die gleichzeitig gebaute Chaussee Altfelde-Christburg-Rosenberg-Graudenz nur den nordöstlichen Zipfel. Stuhm hatte dadurch im Landstraßenverkehr einen gewissen Vorsprung. Die Selbständigkeit eines Gebietes ist mit der Verkehrslage seines Hauptortes eng verknüpft. Die natürlichen Grenzen haben in unserem Zeitalter nur Geltung durch ihre politische Bedeutung. Die Westgrenze an der Weichsel ist Landesgrenze, mit einer Schärfe, wie sie früher unbekannt war. Die Westgrenze an der Nogat ist auch Landesgrenze, zwar zu einem befreundeten Nachbarn, aber zu einem uns entfremdeten Wirtschaftsgebiet. Der Verkehr nach Pomerellen war nie lebhaft. Ins Werder führte nur eine Straße von Stuhm über Kittelsfähre. Jetzt könnte Weißenberg die Übergangsstelle sein, ist es aber tatsächlich nur in geringem Maße. Die Ostgrenze hat, zumal seit 1920, ihre innerpolitische Bedeutung verloren. Im Volke war hier immer ein örtlicher Wechselverkehr, dem auch der rein deutsche Charakter dieses Kreisteils zu verdanken ist. Doch wirkt hier die Nähe des wichtigen Eisenbahn-Knotenpunktes Miswalde, sie zieht den Verkehr etwas an sich. Die Nordgrenze, der Abfall des Höhenlandes zur Niederung wirkt immer noch als Wirtschaftsgrenze und sie wird für die Landwirtschaft diese Bedeutung weiter behalten. Die vier Chausseen bei Lichtfelde, Posilge, Laase und Dt. Damerau verwischen aber im Verkehr den Eindruck einer Grenze; ebenso ist es im Süden. Die eigenartige Struktur des neuen Regierungsbezirks Westpreußen brachte den Kreis Stuhm in die Mitte der Südhälfte Marien-

werder-Rosenberg und der Nordhälfte Marienburg-Elbing. Hier könnte Stuhm von seiner zentralen Lage einigen Nutzen ziehen.

Die Verhältnisse haben sich seit 1330 grundlegend gewandelt, obwohl der Boden derselbe blieb. Mehr als anderswo spürt man hier die Folgen der großen politischen Ereignisse und oft genug wurde auch der Kampf in und bei Stuhm selbst ausgefochten. Aber wir erkennen auch, wie sehr das Dasein eines Verwaltungsbezirkes immer abhängig bleibt von den geographischen Eigentümlichkeiten und der günstigen Lage im Verkehrsnetz; nur aus ihnen entsteht die Einheit und der feste Zusammenhang.

Dazu tritt dann ein zweites: Die geistige Arbeit der Menschen, die diesen Bezirk bewohnen und seine Landschaft beseelen. Als zweite Residenz des Hochmeisters, als „Potsdam“ des Ordenslandes, hatte das Ordenshaus Stuhm schon im 14. und 15. Jahrhundert seine besondere Entwicklungsmöglichkeit, die ja auch zur Gründung der Stadt Stuhm führte. Diese Entwicklung wurde durch die Ereignisse von 1457 unterbrochen. Später, in den Zeiten, da die Bansen und Achatius von Zehmen hier saßen, war Stuhm ein wichtiger Mittelpunkt der Landespolitik neben den allgewaltigen Städte. Aber das Blickfeld dieser Staatsmänner reichte über die Grenzen des Gebietes Stuhm hinaus. Die ständische Verfassung, die zur Ordenszeit und auch geraume Zeit nach dieser entscheidend in die Landesgeschichte eingriff, umfasste das ganze Land. Daneben gab es freilich schon im 14. und 15. Jahrhundert in den Landgerichten örtliche Zusammenfassungen des Adels, aber genauer gesagt: der Besitzer freier Güter, die sich auch politisch betätigten. Aber hier erscheint in unserem Kreis wiederum die Zweiteilung, in Gestalt der Landgerichte zu Christburg und zu Stuhm. Es fehlten hierin die Städte und die Bauerndörfer, so dass also von einer Zusammenfassung aller Bevölkerungsteile noch nicht gesprochen werden konnte.

Erst das 19. Jahrhundert schuf durch die Verbindung des staatlichen Landrates mit der Kreis-Selbstverwaltung die Möglichkeit des engeren Zusammenschlusses und aus diesem heraus der Entfaltung eigenen Lebens. Es muss aber auch eine gewisse Gleichartigkeit der äußeren Verhältnisse den Willen zur geistigen Gemeinschaft hervorrufen und da sind es wieder die geschilderten Grenzverhältnisse, die das Entstehen eines modernen Gebietes Stuhm begünstigen und die Gleichartigkeit der inneren Lebensbedingungen herbeiführen.

Endlich ist es noch der eine Gedanke, dass dieser besonders heiß umkämpfte Teil des Preußenlandes sein Aussehen der deutschen Kulturarbeit verdankt. Hierin liegt ein starker Antrieb für die heutige Generation, er wird dazu beitragen, innere Eigenart zu wahren und doch aufzugehen in der Gemeinschaftsarbeit für das große deutsche Vaterland.

schweig, wurde hier eine Burg erbaut oder fertiggestellt. Sie hatte vor allem militärische Bedeutung, da sie den Engpass zwischen den Seen und damit die Straße nach Marienburg beherrschte. Als vorgeschobener Posten sollte sie das Ordenshaupthaus decken und diese Aufgabe hat sie denn auch in allen Kriegen stark in Mitleidenschaft gezogen. Dass man dem Vogt von Stuhm beim allmählichen Ausbau der Landesverwaltung auch einige Verwaltungsaufgaben überwies, war nicht von erheblicher Bedeutung; die Abhängigkeit von der Marienburg blieb bestehen. Sie wurde auch dadurch bedingt, dass der Westabfall des Gebietes nach dem Flusstal der Weichsel-Nogat steil und hoch war und den bequemen Stromübergang erschwerte, auch wäre die Fortsetzung des Weges nach Dirschau hin zu lang geworden. Es ist bezeichnend, dass Zantir eingehen konnte und dass in Kittelsfähre keine größere Siedlung entstand, wie sonst an Übergangsstellen, obwohl hier schon zur Ordenszeit eine Fähre im Zuge der Straße Stuhm-Montau war.

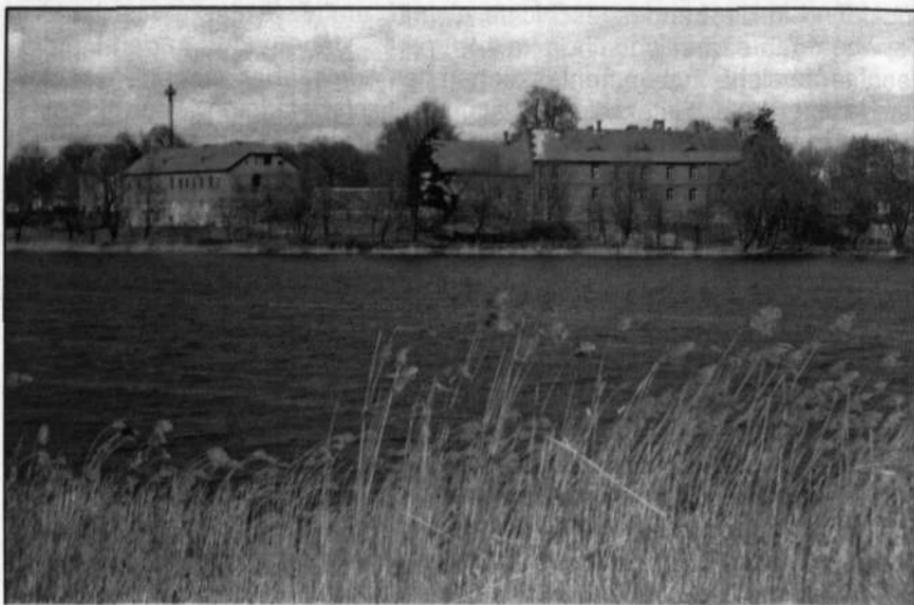
So wurde Marienburg, wo seit etwa 1335 bis 1340 eine feste Brücke über die Nogat gebaut war, mit besseren Zufahrtstraßen auch das Verkehrszentrum des Höhengebietes. Da aber der Nordteil des Kreises damals stark bewaldet war und tiefe Geländeeinschnitte hatte, so führte die wichtigste Ausfallstraße von Marienburg nach dem Stuhmer Seepass, um sich hier erst zu teilen. Damit hatte das Ordenshaus Stuhm einen gewissen Vorteil. Es mag neben anderem den Orden 1416 veranlasst haben, in der Vorburg des Hauses eine Stadt zu gründen. Wichtig wurde das Haus Stuhm daher auch als Etappenort, als Reisestation bei den Landesreisen der Hochmeister. Sehr oft ging die Reise von Marienburg nach dem Osten über Stuhm, Christburg und Pr. Mark bei Saalfeld. Die Burg Christburg wurde seit 1309 Sitz des obersten Trapiers, eines der fünf Großgebietiger und auch dadurch in ihrer Bedeutung gehoben. Die Zweiteilung des heutigen Kreisgebietes zeigt sich auch in den Bauwerken jener Zeit. Die Kirchen des Christburger Anteils, in Baumgarth, Lichtfelde und Altmark (hier nur der Turm) sind stattliche elegante Bauten, die Kirchen im Marienburger Anteil, Posilge, Kalwe, Peterswalde und Neumark sind bescheidener, obwohl auch sie die Eigenart der Ordensbaukunst gut zur Anschauung bringen.

Der zweite Thorner Friede, 1466, ändert diese Verhältnisse. Marienburg und Christburg wurden an den König von Polen – nicht an den polnischen Staat – abgetreten. Die Sorge wird von Christburg ab Grenzfluss und bleibt es bis heute. Damals wurde sie die Grenze zweier Staaten, von Preußen königlichen Anteils und dem Ordensanteil von Preußen. Auch die Südgrenze der Komturei Marienburg wurde Landesgrenze nach dem beim Orden verbliebenen Bistum Pomesanien hin. Der Kreis Stuhm bekam dadurch hier eine feste Grenze, die zur Kulturscheibe wurde. Stuhm gewinnt an Bedeutung. Zwar blieb die wirtschaftliche Verwaltung bei der königlichen Dekonomie Marienburg, aber die Woi-

woden von Marienburg waren anfangs zugleich Starosten von Stuhm, seit 1611 Starosten von Christburg, und sie haben zumeist in Stuhm residiert, wo auch noch 1466 der Sitz des Gubernators war. In der Marienburg saßen die Behörden, der Schatzmeister von Preußen, der Dekonom, der Burggraf u.a.; der Woiwode bevorzugte das stillere, für eine Familie wohllichere Haus Stuhm und die Lage an den von Wald umsäumten Seen lockte gewiss auch. Neben der Burg war schon 1416 vom Orden eine Stadt gegründet, deren Wirtschaftsleben, mochte es auch bescheiden sein, die Bedeutung des Starostenschlosses etwas hob. Die Ordensburg Christburg war im 13jährigen Kriege zerstört, nach den Friedensbedingungen sollte sie abgebrochen werden. Damit war die Starostei Christburg eines vornehmen Sitzes beraubt. Das Gericht und die Starostei-Verwaltung wurde in dem bisherigen Ordens-Vorwerk Neuhof installiert. Die Starosten residierten wohl auf Landgütern, aber häufiger in Stuhm, so der bekannte Achatius von Zehmen, der beide Ämter vereinigte und seit 1546 auch Woiwode von Marienburg war. Diese Entwicklung führte dazu, dass sich der Schwerpunkt der Verwaltung etwas nach Stuhm hinzog. In der Mitte²⁾ des Gebietes entsteht ein neuer Mittelpunkt, wenn auch mit kleinem Aktionsradius. Dadurch wird der Zusammenhang der beiden Hälften, der Christburger und der Marienburger, vorbereitet.

1772 kommt das Land wieder zum ehemaligen Ordensanteil zurück, zur Krone Preußen. Die Sorge bleibt Grenzfluss, zwischen den Bezirken der Kriegs- und Domänenkammern von Königsberg und Marienwerder, wie heute noch zwischen den beiderseitigen Regierungsbezirken. Auch die Zweiteilung bleibt. In Stuhm und in Neuhof-Christburg sitzen eigene Domänen – Intendanturen und eigene Gerichte. Die Eingliederung in den großen Landratskreis Marienburg, der bis zum frischen Haff reichte, griff weniger in das öffentliche Leben ein. Die Neuordnung des preußischen Staates nach den Befreiungskriegen schuf 1816 – nach langen Verhandlungen – den Kreis, so wie er jetzt dasteht. Im Süden verlor er zwar die Tiefenauer Güter, aber die beiden alten Komtureianteile von Marienburg und Christburg wurden nun wirklich vereinigt. Die Nord- und Westgrenze wurde Grenze zweier Regierungsbezirke, Danzig und Marienwerder, die Ostgrenze, die zweier Provinzen, auch hierin traf wieder das Aussehen einer Halbinsel hervor. Das Ergebnis der Verhandlungen bei der Bildung des Regierungsbezirkes Danzig war die politische Loslösung Marienburgs von der Höhe. Man dachte vielleicht auch an die landwirtschaftliche Verschiedenartigkeit des Werders und der Höhe. Bei der Wahl des Amtssitzes für den Landrat griff man noch einmal auf uralte Zustände zurück. Christburg, am Ostrande, wurde 1816 Kreisstadt. Einige Jahre später zwang aber Wohnungsmangel in Christburg zur Ver-

²⁾ Genauer trifft diese Bezeichnung nur in der Nord-Süd-Richtung zu. Auf der Linie Weißenberg-Christburg begrenzt Stuhm das westliche Drittel



...jedoch doch ...
 ...ist er im ...
 ...Wegbrücken brachte den Kreis Stuhm in die Mitte der ...
 ...von ...

Peter Mogge Bürgermeister und Wohltäter der Stadt Stuhm

Zum mindesten seinen Namen kannte in Stuhm jedermann. Die Hinterstraße, die vom Haus an dem Marienburger Tor abgeht und zur Seestraße führt, war nach Peter Mogge benannt, ebenso die alte Stadtschule in der Bahnhofstraße. Viele wussten wohl auch, dass er in alten Zeiten einmal Bürgermeister der Stadt gewesen war, und einige glaubten, er sei von den Polen wegen seiner deutschen Gesinnung hingerichtet worden, doch beruht dies auf einer Verwechslung mit dem Bürgermeister Bartholomäus Blume von Marienburg. Peter Mogge (1650-1716) hat im Gegenteil durch seine Persönlichkeit und sein Wirken geradezu ein Zeichen für ein beispielhaftes Einvernehmen zwischen beiden Völkern gesetzt, das uns heute zu denken geben sollte.

Als Amtsschreiber des Starosten in Stuhm, später sogar Burggraf und Administrator der Burg und ihrer Güter, verwaltete er ab 1685 zehn Jahre lang das Amt des Bürgermeisters, ohne vorherige Wahl und ohne den Beistand von Ratsherren, aber auch ohne Gehalt zu beziehen. Erst 1695 wurde er einstimmig durch die Bevölkerung zum Bürgermeister gewählt und versah dieses Amt unter schwierigen politischen Umständen bis zu seinem Tode.

In einem von ihm selbst verfassten Lebenslauf, der nach seinem Tode in einer vier Blätter umfassenden Schrift veröffentlicht wurde, die Auskunft auch über seinen Tod und die Bestattungsfeierlichkeiten gibt, berichtet Mogge über sich selbst:

„Ich Peter Mogge übergebe mich, wie bishierher, also auch ferner, bis zum letzten Lebensschluß dem Dreyeinigen Gott, dem Vater, der mich zu seinem Ebenbilde erschaffen, dem Sohn, der mich mit seinem Blut erlöset, und dem Heil. Geiste, der über mich in der Heil. Taufe reichlich ausgegossen worden, zu dessen Dienst und in desselben allerheiligsten Willen, und bin dessen in guter Zuversicht, daß, der in mir angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen bis auf den Tag Jesu Christi, meines Heilandes. Damit aber auch meine hinterbleibenden Blutsverwandten sichere Nachricht haben mögen, wer ich gewesen, wie ich mein Leben geführt und, wie ich zu Gott hoffe, daß um des theuren Verdienstes meines Herrn Jesu mein Lebensschluß nicht anders, als selig sein könne, so bin ich zu folgendes schriftlich aufzusetzen, veranlaßt worden:

Anno 1650 den Dienstag vor Martini, war der 10. November, bin ich von christlichen Deutschen, freien und ehrlichen Eltern auf diese Welt ge-

zeugt und geboren worden. Mein sel. Vater war der weiland ehrenfeste Peter Mogge, Frei- und Lehnschulz zu Knacksee, im Neustettinischen Amte gelegen; die sel. Frau Mutter war die vielehr- und tugendsame Frau Katharina geborene Lentz. In der Zahl meiner Geschwister bin ich der neunte gewesen. So bald ich durch die Barmherzigkeit meines Gottes gesund an dieses Weltlicht gekommen, hielten meine christlichen lieben Eltern für das notwendigste zu sein, mich dahin zu befördern, wohin sie durch die Gnade des heil. Geistes gediehen waren, damit ihr Kind dermaleins auch mit ihnen der ewigen Seligkeit theilhaftig werden möchte. Ich ward in der Knackseeschen Kirche bei meiner Taufe in das Buch des Lebens mit dem Namen Peter eingeschrieben. Dessen sind meine Paten, unter denen die beiden ehrwürgigen Herr Lerienius, Pfarrer zu Alt Plitznitz, und Herr Johann Neuknapius, Pfarrer zu Zamborst, Taufzeugen waren. Bei zunehmendem Alter ließen ferner meine geliebten Eltern es ihnen angelegen sein, mich zu einem gottseligen Wandel anzuführen, als denen wohlwissend, daß, ob ich gleich durch die Wiedergeburt zu einem Kinde der Seligkeit wäre aufgenommen, dennoch zur Befestigung derselben, ein gottseliges Leben erfordert werde. Ihr aufrichtiger Wandel vor Gott war mir ein Exempel-Licht der Folge und ihre andächtigen Gebete zündeten mein tugendliches Herz an, dergleichen vorzunehmen. Hiermit fuhren sie solange fort, bis ich in der Schule meinen Gott mehr erkennen lernte und angewiesen ward, wie ich mich ihm täglich ergeben und allmählig nach seinem Befehl züchtig, gerecht und gottselig meinen Wandel einrichten und endlich durch seinen seligen Tod zu Ihm kommen sollte. Es ward nicht unterlassen, mich im Schreiben, Rechnen und dergleichen zu einem bürgerlichen Leben erfordernden Wissenschaften anzuweisen. So wuchs ich durch die Gnade meines Gottes zu einem unbefleckten Alter auf und nahm zu an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen. Meine damalige Jugend war glücklich, weil ich beides, des Gebetes, auch der Verpflegung meiner beiden geliebten Eltern genoß. Allein mein Gott wollte mich frühzeitig zur Geduld und derselben Ausübung anweisen lassen; daher würdigte er mich eines und zwar für meine zarte Jugend ausnehmenden Kreuzes. Mein lieber Vater starb mir frühzeitig ab, und ich mußte daher als eine vaterlose Waise eines vielen entbehren, was vermutlich zu meinem bessern Aufnehmen mir hätte dienen können. Niemals aber legte der liebevolle Vater im Himmel den Seinigen eine Last auf, daß er auch dieselbe nicht sollte tragen helfen. So machte es auch der Herr mit mir. Was mir durch den schmerzlichen Verlust meines sel. Vaters abging, ersetzte die Gnade Gottes in meiner sel. Mutter Bruder, dem weiland edlen und ehrenfesten Jakob Lentz, Ihre Churfürstl. Durchlaucht zu Brandenburg damaliger Zeit wohlbestallter Rentmeister und Zolleinnehmer der beiden Aemter Köslin und Belgard. Ich genoß dessen väterliche Aufnehmung, Verpflegung und Anweisung zum Rechnen und andern zu meinem künftigen

Glück dienlichen Bequemlichkeit, fast auf 2 Jahre. Welches ich oft mit herzlichem Dank unter Erbittung tausendfachen Segens erkannt habe. In währender Zeit bewies sich bei mir eine sonderbare Inclination zur polnischen Sprache und, weil in Posen zwei meiner Anverwandten sich befanden, begab ich mich dahin und ward von ihnen wohl aufgenommen. Unter anderen Wohltaten trugen sie Vorsorge, den Kaufhandel mir bekannt zu machen. Bis ins vierte Jahr servierte ich bei einem gewissen Kaufmanne, woselbst ich zugleich zur Wirtschaft angeführt worden, so daß, wenn es meinem Gott beliebt, ich durch den Handel in künftigen Zeiten mich wohl hätte durch die Welt bringen können. Allein mein lieber Gott wollte mir andere Wege weisen, auf welchen ich sollte fortgebracht werden. Der erlauchte, hochgeborene Herr Christoph Grzymalowski, Woiwode von Posen, und dessen erlauchte Gemahlin Alexandra Lezczynska hatten eine unverdiente Gnade auf mich geworfen und nahmen mich anfangs zu ihrem Schreiber, nachgehends zu ihrem Amtschreiber auf. Die zehn Jahre, so ich bei dieser hohen Herrschaft, nämlich sieben Jahre in Gropolen und drei Jahre in Stuhm zugebracht, sind mir rechte Gnadenjahre gewesen.

Meine geringen, aber getreuen Dienste hatten selbe mir zu einer rechtgnadigen Herrschaft gemacht, und ich muß bekennen, daß ich an ihnen väterliche Liebe und Gewogenheit genossen. Der Herr sei dafür ewig ihr Vergelter. Anno 1678 den 15. Mai ward die Stuhmer Starostei an den erlauchten, hochgeborenen Herrn Kraszynski, jetzigen Woiwoden von Plockow, abgetreten und ich resolvierte auf Anhalten Sr. Exzellenz bei dem Amtsschreiberamte zu verbleiben. Desto besser nun mein Amt zu verwalten, wollte Gott und die Zeit mir anweisen, den ledigen mit dem verehelichten Stande zu verwechseln und die Einsamkeit durch eine Gehilfin zu unterbrechen. Hierzu verursachte mich desto mehr eine fast tötliche Krankheit und, damit ich bei dergl. abermal von Gott verhängten Zufällen mich auf eine Person, die mir Gott anweisen würde, desto sicherer verlassen und deren treuen Beihilfe versichern könnte, entschloß ich mich zu heiraten. Auf fleißiges Gebet und Beirath meiner geliebten, nunmehr seligen Frau Mutter ward ich durch Gottes heilige Direction dahin vermocht, die damalige viel ehr- und tugendreiche Frau Maria Barbara Schristiani, des weiland ehrwurdevollen Herrn Johann Reimers, gewesen evangelischen Predigern in Stuhm nachgelassenen Frau Witwe, zu ehelichen. Anno 1680 des 15. Mai ward ich in dem evangel. Gotteshause der Stadt copuliert. Ich genoß daher eine friedliche und gesegnete Ehe. Der segensreiche Gott beseligte unsere vergnügte Ehe mit drei Söhnen und zwei Tochern. Ich schätzte mich glückselig, weil mein Gott meine Einkünfte und meine Familie vervielfältigte: allein, weil nichts in der Welt beständig ist und alles seine Abwechselungen haben muß, so wußte mein Gott mir das zeitliche Vergnügen mit unterschiedlichen Betrubnissen zu mäßigen. Unter denen war wohl die schwerste, daß ich

nach und nach meiner geliebten Kinder durch den zeitlichen Tod beraubt worden und dadurch aller von ihrer in der Jugend sich beweisenden Geschicklichkeit gehofften Freude verlustig ging. Anno 1695 ward ich durch einhellige Wahl des Raths und der Bürgerschaft der Stadt Stuhm zum Bürgermeister erkoren. Wie ich dieses Amt mit aller Treue und Aufrichtigkeit, aber oftmaligen Hintansetzung aller mir gedrohten Feindseligkeiten verwaltet habe, ist Gott und Menschen bekannt.

Anno 1697 ward mir von der gnädigen Herrschaft aufgetragen, Burggraf im Schloß zu sein. Anno 1699 arendierte ich die Starostei Stuhm und administrierte die zugleich bis Anno 1703 pp. Das bürgermeisterliche Amt, so ich durch Gottes Gnade allbereit in das 24. Jahr verwaltet, zog bei den Kriegs-Troublen mir manche Gefahr zu, bis ich mich gar gedrungen fand, Anno 1706 meine bisherigen häusliche Wohnung zu verändern und mußte eine Weile, um der Zeit zu weichen, alles meine mit dem Rücken ansehen. Ich unterließ dennoch nicht, meiner Bürgerschaft mit Rath und That Beistand zu erweisen; und ob ich dem Ort gleich entzogen, sorgte und wachte ich doch für der Stadt Wohlfahrt, so viel ich konnte. Bis hieher schien das mir auferlegte Kreuzchen zu tragen zwar schwer, aber dennoch leidlich zu sein, dieweil ich mich allezeit dem Willen meines gnädigen Gottes ergab und wusste, Er würde es wohl machen. Als aber dem Willen meines allergnädigsten Gottes gefiel, mir meine getreue Ehegattin und Gehilfin von der Seite zu nehmen und mich anno 1709 in den betrübten Witwenstand zu setzen, war das meinem zunehmenden Alter das allerschwerste. Mit der ich in vergnügter Ehe 29 Jahre gelebt, die in meinem Hauswesen wie eine fleißige Wirtin recht häuslich vorgestanden, deren Pflege, tröstlichen Zuspruchs und klugen Aufführung bei den Vielfältigkeiten meiner Geschäfte, Sorgen, auch zuweilen nicht geringen Lebensgefährlichkeiten genossen, die ward mir genommen.

Ihre Seele lebet bei Gott, ich aber mußte doch nach dem Willen meines guten Gottes ohne ihre Gegenwart in der Zeit leben, bis meinem gnädigen Gott gefallen wird, mich dahin nachzuholen, wo ich, gleich wie sie, bei unserm Jesu ewig leben werde. Gottes Wege sind wunderbarlich und Er führt es dennoch herrlich hinaus. Das sehe ich unter andern auch daher, weil Gott sie der Zeit, die die gefährlichste war, entriß, damit sie nicht die Strafe der Pestilenz sehen möchte. Diese zwang mich, wie die Plage nebst andern Orten auch die Stadt Riesenburg ergriff, daß ich anno 1710 mich derselben begeben und nach Stuhm wieder umkehren mußte, wo ich auf eine Zeitlang meine Sicherheit auf eine zulässige Art zu finden meinte. Allein wie ich hieselbst meine Erhaltung vor der Seuche fand, fand mich doch mein Gott durch eine andere Art heimzusuchen. Die Verfolgung nötigte mich abermals meine Erhaltung daselbst zu suchen, wo ich vordem meine Bedrängung fühlte. Ich kehrte wiederum nach Riesenburg, damit ich vor Menschen möchte gesichert sein. Bis hieher rühmte ich meines getreuen Gottes geheiligte Schicksale."

Im Alter von 66 Jahren ist Peter Mogge in Riesenburg gestorben. Über sein Begräbnis wird berichtet:

„Den 14. September anno 1716 nachmittags ward der Leichnam so in Violettaft angekleidet, in einem mit schwarzem Tuch umzogenen und mit verzinntem Beschlag gezierten Sarg von Riesenburg unter dem Gesang der Schuljugend und Glockengeläut bis vor das Thor hinausgetragen. Hieselbst hielt Se. Hochehrwürden der Herr Erzpriester Siegmund Schimmelpfennig eine Parentation, dann war die Leiche auf einen Wagen gesetzt und von Herrn Bürgermeister Jakob Bliwernitz, jetziger Zeit Vizepräsident der Stadt Marienburg, und von Herrn Moggen, Kaufmann selbiger Stadt, ferner nach Stuhm gebracht. Den 15. September fanden sich nach vorgängiger Invitation daselbst im Trauerhaus unterschiedliche, sowohl geistlichen, als weltlichen Standes vornehme Personen ein, theils die Herrschaft des Schlosses, theils benachbarte Herren von Adel, theils obrigkeitliche Personen von unterschiedlichem umliegenden Städten, auch verschiedene Herren Prediger und hochadeliges und ander vornehmes Frauen-Zimmer ein. In Gegenwart dieser hochansehnlichen Trauer-Gesellschaft ward ein Leich-Sermon in polnischer Sprache von Ihro Ehrwürden, Herrn Johann Lehmann, des Orts Ordinario, gehalten. Hierauf ward die Leiche in die evangelische Kirche getragen, vor dem Altar gesetzt und eine Vokal- und Instrumental-Musik gehört. Die Leich-Predigt verrichtete der Wol-Ehrwürdige Herr Ephraim Fromm ev. Prediger der Stadt Marienburg und ward der Gottesdienst mit einer abermaligen Music und Segen-Ertheilung vor dem Altar geendigt. Die Leiche ward wieder hinaus und auf den vor dem Thor liegenden Gottesacker getragen. Es folgten alle hochadelige, so Herren, als Frauenzimmer, und andere vornehm anwesende. Daselbst ward wiederum eine Parentation von Ihro Ehrwürden, Herrn Johann Albrecht Zimmermann, Diacono zu Riesenburg, gehalten und nach Endigung derselben die Leiche in die Erde gesenket. Unter dem Gesang der Schuljugend, worauf ein von dem sel. Herrn Bürgermeister vor seinem sel. Tode angeschaffter, mit allerhand Sprüchen, Sinnbildern, auch eigner und der Seinigen Abbildung gezierten Leichenstein gedecket worden. Der ganze Leichenconduct ward mit einem ansehnlichen Trauermal, worauf bis auf 150 Personen tractiert worden, beschlossen.“

Den Friedhof, auf dem Mogge bestattet wurde, hatte im übrigen er selbst der Gemeinde geschenkt und auf dem Weg dahin das evangelische Hospital erbauen lassen, das wir als evangelische Schwesternstation kennen. Viele von uns erinnern sich wohl noch seines Grabes, das sich dicht neben dem Erbbegräbnis der Familie Philipsen aus Barlewitz befand. Der letzte Bürgermeister, Dr. Nester, ließ Mogges Grabstätte, die

verfallen und vernachlässigt war, in Ordnung bringen und die große Grabplatte mit ihren Inschriften und Sinnbildern nach Möglichkeit wieder restaurieren.

Der Stadt Stuhm ist Mogge ein wirklicher Wohltäter gewesen. Als im Jahre 1683 das Rathaus, an dessen Stelle später die evangelische Kirche errichtet wurde, einem Brand zum Opfer fiel, bezog er ein Haus am Markt, das ihm gehörte, und richtete da die Rathsstube ein. Auch der evangelischen Gemeinde, die vorher im Rathaus ihre Gottesdienste abgehalten hatte, stellte er zu diesem Zweck einen Raum seines Hauses zur Verfügung. Auf dem Rathause in Danzig hinterlegte er ein bedeutendes Kapital mit der Bestimmung, dass von den jährlichen Zinsen die Kirche 50 fl., das von ihm gestiftete Hospital 180 fl. erhalten solle, während 8 fl. alle Jahre zum Brückenbau verwendet werden sollten.

Mogge war ein strenger Lutheraner – er verfasste selbst viele Gebete und Lieder zu seiner Andacht – und als Deutscher vom Geiste einer Toleranz beseelt, die keinen Nationalismus kannte, wie er später das Verhältnis zwischen Deutschen und Polen so oft beeinträchtigt hat. Sein Aufenthalt in vornehmen polnischen Familien, dessen er sich stets gerne erinnerte, seine von ihm selbst eingestandene Vorliebe für die polnische Sprache, seine Verbindung zu führenden polnischen Kreisen begünstigte seine Beförderung in die hohen Ämter, die er inne hatte. Doch hätten die Stuhmer, damals vorwiegend deutsch und evangelisch, ihn niemals einstimmig zu ihrem Bürgermeister gewählt, wenn er andererseits seine völkische Herkunft oder glaubensmäßige Bindung verleugnet hätte. Deutsche wie Polen schätzten ihn seiner aufrechten Gesinnung, seiner Frömmigkeit und seiner Leistungen wegen. Die Achtung und Liebe, die ihm von allen Seiten entgegengebracht wurde, brachten seine Zeitgenossen im Nachruf mit den Worten zum Ausdruck:

„Seine Verwandten nannten Ihn: liebe reich gegen die Seinigen; die, so seiner Hilfe brauchten, nannten Ihn: dienstfreundlich; die Ihm gutes erwiesen, nannten Ihn: der Wohltat eingedenk; die unrechtmäßig beleidigten nannten Ihn: einen Helfer; die in Gefahr, nannten Ihn nächst Gott: ihren Erhalter.“

Von Otto Kammel

Quellen:

R. v. Flanß: Des Stuhmer Bürgermeisters Peter Mogge von ihm selbst aufgesetzter Lebenslauf: In: Zeitschrift des hist. Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder 1905, H. 44. Otto Kammel: Wer war eigentlich Peter Mogge? In: Der Westpreuße Nr. 3 (3. Febr. 1968).

Der Geisterzug

Eine Sage aus Honigfelde

Auf dem Wege von Honigfelde nach Portschweiten kommt man an einem Kreuzweg vorüber. Dort haben alte Leute in der Geisterstunde Männer wandeln sehen, die keine Köpfe hatten. In der Adventszeit ist es aber an dieser Stelle besonders schaurig. Da kann man um Mitternacht einem unheimlichen Geisterzug begegnen, der mit Heulen und Brausen an dem einsamen Wanderer vorüberjagt. Hunde, Reiter und ein großer Wagentroß eilen mit Stöhnen und Klagen dahin, alle Tiere und Menschen aber in diesem wilden Zug haben keine Köpfe.

Ob es wohl Erschlagene sind? - Gefallene aus der großen Schlacht von Honigfelde? - Oder ob die alten Heiden hier zur nächtlichen Jagd reiten und ihre alten Heimatwälder suchen, aus denen sie nach heißen Kämpfen vertrieben wurden?

Niemand kann es sagen, aber viele haben jenen grausigen Geisterzug am Kreuzweg gesehen.



F. Albrechts Formular = Lager

enthält

Formulare für alle Behörden

sowie

für die Landwirtschaft

und

gewerbliche Betriebe.



Quelle: *Die Westfälische Zeitung* Nr. 3 (3. März 1913)

Honigfelde-Hiddingen-Treffen
zum Gedenken an das Fluchtende vor 60 Jahren
am 02.04.2005 in Visselhövede/Hiddingen unter dem Motto:

Heimat verlassen – Heimat suchen – Heimat finden

Am 02.04.2005 haben sich Nachkommen von vier aus dem westpreußischen Dorf Honigfelde, Kreis Stuhm, stammenden Familien, die am 24.03.1945 nach achtwöchiger Flucht mit Pferd und Wagen in der Lüneburger Heide landeten, in ihrem Zielort Hiddingen zusammen mit interessierten Einheimischen getroffen. Die Resonanz auf die von der Ortsbürgermeisterin Gudrun Meyer-Jürshof und von Frau Prof. Dr. Inge Mager geb. Dudda ausgesprochene Einladung war groß. Zunächst begrüßte der Bürgermeister der Stadt Visselhövede, Dr. Dr. Jens Kullik, die rund 100 Anwesenden. Anschließend berichtete die Ortsbürgermeisterin über das von zahlreichen Bränden und Zerstörungen begleitete Kriegsende in Hiddingen. Nach einer Kaffeepause führte Frau Prof. Mager, die Initiatorin der ganzen Veranstaltung, in eine gemeinsame mit der Ortsbürgermeisterin und dem Historiker Dr. Peter Richter vorbereitete Ausstellung ein. Diese Rede wird im folgenden mitgeteilt:

„Seit Juli 1944 zogen Flüchtlingstrecks aus dem Baltikum und aus dem Memelland durch Ost- und Westpreußen, um sich vor der nach Westen vorrückenden Roten Armee in Sicherheit zu bringen. Ende August zerstörte ein durch britische Bomber verursachter Feuersturm Königsberg. Siegesgewiss verkündete Gauleiter Erich Koch bei einer Inspektion der östlichen Grenzregion: „Kein Russe wird ostpreußischen Boden betreten“. Am 20. November verließ Hitler dann aber doch sein Hauptquartier im Rastenburger Wald in Richtung Berlin. Der ost- und westpreußischen Bevölkerung war trotzdem jegliche Panikmache oder gar Fluchtvorbereitung strengstens verboten. Alltagsnormalität sollte helfen, die Angst zu verdrängen. Im Reichsnährstand Taschenkalender meiner Mutter lautet die letzte Eintragung am Samstag, den 30. Januar 1944, wie immer um diese Jahreszeit: „Hofarbeit“. Doch die täglichen Nachrichten von den im Vormarsch befindlichen russischen Truppen ließen die Propagandablase trügerischer Sicherheit augenblicklich zerplatzen.

Am 22. Januar 1945 durfte endlich aufgebrochen werden. In Honigfelde war es der Umsicht des Bürgermeisters und Ortsgruppenleiters Theodor Senkbeil zu verdanken, dass sich alle Fluchtwilligen unverzüglich auf den Weg machten. Am Ende verließen die Familien Dudda, Garbrecht, Huse und Senkbeil ihre Höfe und Häuser. Auf unserem mit einem teppichbedeckten Spitzdach versehenen und von zwei Stuten gezogenen Wagen fanden 4 Erwachsene, zwei Kleinkinder und drei Halbwüchsige, also insgesamt 9 Personen, Platz. Niemand wusste, wohin es geht, wie lange die „Winterreise“ dauern würde und welche Gefahren auf den vereisten Straßen lauerten. Zwei der Honigfelder Gefährte waren ohne männlichen Beistand. Die Flucht war bekanntlich Sache der Frauen. Meine Mutter, die meist die Leine hielt, ist fast immer neben dem Wagen hergegangen. Sie hat jeweils abends im Quartier oder bei Laternenlicht auf dem Wagen die Stationen und die uns betreffenden wichtigsten Begebenheiten in einem Tagebuch festgehalten. Das daraus Zitierte auf den Schautafeln vermittelt, so meine ich, trotz des Telegrammstils einen authentischen Eindruck. Auf den beiden Landkarten ist die am Ende rund 1000 km lange Fluchtroute nach den Ortsangaben im Tagebuch eingezeichnet. Zur Veranschaulichung lese ich jetzt nur ein paar markante Passagen daraus vor: „22. Januar 1945: 10 Uhr Haus

und Hof verlassen – 25. Januar: Um 1 Uhr bei Dirschau über die Weichselbrücke. Mensch und Tier völlig erschöpft – 27. Januar: Schneegestöber, glatte Straßen. Huse und wir gegenseitig vorgelegt, wenn die Pferde es nicht schafften – 1. Februar: (vor Meisterswalde) im Schneeberg liegen geblieben. Bauer hilft raus – 4. Februar: Frau Nowak aus Dietrichsdorf 1 Kind geboren – 10. Februar: (Meisterswalde) Wurstmachen, Kuchen im Ofen backen. Kinder baden. Haare waschen – 17. Februar: 9 Uhr von Meisterswalde über den Todesberg (bei Mariensee), ein Bauer hilft, Jagdgewehr geschenkt – 22. Februar: (Sageritz) Bei einem Bauern etwas Roggen und Häcksel für die Pferde (bekommen). Schuhe sehr nass ... in der Röhre stehen gelassen – 24. Februar: (Schlawe) Leider wieder Massenquartier. Aktentasche mit Handtasche gestohlen – 5. März: Gollnow kein Quartier; müssen weiterfahren. Umleitung auf Reichsautobahn, höchste Gefahr, wieder Nacht durchgefahren. Flieger kreisen (über uns) – 11. März: Kanne mit Sirup gestohlen – 15. März: (Alt-Krüssow/Ostprognitz) Sabine (eines unserer Pferde) hat nun doch verfohlt – wohl drei Wochen zu früh. Fohlen vergraben – 19. März: Bei der Festung Dömitz über die Elbbrücke. Vor der Brücke lange stehen. Fliegeralarm – 23. März: Traute Garbrecht auf unserem Wagen, sehr krank, Diphtherieverdacht – 24. März (Abends) Ankunft in Hiddingen; Quartier bei Freudenthals – 29. März: Beerdigung Traute Garbrecht in Walsrode“.

Abgesehen von diesem traurigen Todesfall am Fluchtende hatten wir im Großen und Ganzen Glück. Das lag vor allem daran, dass wir rechtzeitig aufgebrochen waren. Keine Flugzeuge haben uns beschossen, keine Panzer haben uns überrollt, keine fremden Soldaten haben uns bedroht oder Frauen vergewaltigt, es gab keine Opfer infolge von Gewalteinwirkung zu beklagen. Ich selbst kann mich nur an tote Hunde und Pferde sowie an umgestürzte Wagen am Wegrand erinnern. Angst hatte ich nie. Als Vierjährige konnte ich den Ernst der Situation auch überhaupt nicht einschätzen. In der Nähe meiner Mutter fühlte ich mich stets sicher und vertraute ihr grenzenlos. Zwischendurch stellte sich sogar, wenn es die Quartierlage zuließ, Normalität ein: Kochen, Backen, Verarbeitung von mitgebrachtem Fleisch zu Wurst, Körperpflege, Wäsche. Die nackte Existenzsicherung verschlag alle Energie. Für Reflexionen fehlte die Zeit, Gefühle waren fehl am Platz.

Zuverlässige Nachrichten über die Lage an der Front und im Inland gab es weder durch spärlich gedruckte Notzeitungen noch durch den Rundfunk. Was die alliierten Politiker Stalin, Roosevelt und Churchill vom 4.-11. Februar 1945 in Jalta über die Aufteilung und Behandlung des bald besiegten Deutschen Reiches in z. T. geheimen Protokollen beschlossen hatten, dürfte keinem der Treckteilnehmer auch nur in Umrissen bekannt geworden sein. Stattdessen sollten Heldenglorifizierung, Durchhalteparolen und Feindpolemik den bitteren Ernst der Lage verdecken. Die Einblattausgabe der „Berliner Zeitung am Mittag“ vom 24. März 1945, unserem Ankunftstag in Hiddingen, z. B. kündigte eine „Fanatische Kampffront gegen den feindlichen Generalansturm“ und ein letztes gesammeltes Aufbäumen gegen den alliierten Zwang zu einem raschen Kriegsende an: „Der Feind wird auf Granit beißen, wenn er glaubt, unsere Verteidigungsbereitschaft durch Terror und militärische Rückschläge lähmen zu können. Er kennt unser deutsches Volk noch immer nicht ... Wir werden die unvergängliche Rettungstat gegenüber dem bolschewistischen Weltuntergang vollbringen! Wir können es, weil wir stark genug sind“. Kehren wir von diesen großen Worten in die kleinen Verhältnisse eines Heidedorfes zurück.

Ursprünglich sollte der Treck nach dem Hiddinger Ruhesonntag, dem 25. März, am Wochenbeginn weitergehen. Doch vermutlich wegen des Trauerfalls bei Garbrechts

blieben wir und bekamen endgültige Quartiere auf verschiedenen Bauerngehöften zugewiesen: wir bei Gerken, Garbrechts bei Eggers, Huses bei Hibbe und Senkbeils bei Twiefel. Ob außer uns an jenem Wochenende noch andere Flüchtlinge ihre endgültige Bleibe in Hiddingen fanden, weiß ich nicht. Aber ich verrate sicher kein Geheimnis und tue niemandem Unrecht, wenn ich nüchtern und nicht ganz ohne eigene Erfahrung feststelle: Wir waren nicht willkommen. Wir konnten nicht willkommen sein. Das Dorf hatte nach der Aufnahme von Evakuierten aus Hamburg und Bremen seit Februar 1945 zusätzlich täglich durchziehende Flüchtlinge zu beherbergen und zu versorgen. Guter Wille und Ressourcen waren verständlicherweise erschöpft. Hinzu kam der durch die Wehrmacht mit Panzersperren unnötig provozierte Beschuss des Dorfes vom 18.-20. April 1945 durch englische Soldaten. Infolgedessen brannten mehrere Gehöfte mit insgesamt 16 Häusern ab. Fürsorge und Hilfsbereitschaft richteten sich nun naturgemäß vorrangig auf die eigenen Opfer. Außerdem fehlte der zerstörte Wohnraum für die Quartierbeschaffung. So wurde es eng und es gab manchen Verdruss auf beiden Seiten. Am Ende der Bevölkerungsumwälzungen, d. h. bis Mitte 1946, hatte sich die Hiddinger Bevölkerungszahl von vorher 360 auf 640 Personen fast verdoppelt. Niedersachsen war ja überhaupt nach Schleswig-Holstein das Land mit der größten Flüchtlingsdichte. Insbesondere der Regierungsbezirk Lüneburg hatte 50 % Fremdbevölkerung aufzuweisen. Ein Grund dafür, dass sich die meisten Flüchtlinge zwischen Elbe und Weser aufhielten, lag in dem nicht so langen Anmarsch für die durchweg erhoffte Rückkehr in die östliche Heimat. Unser Fluchtwagen z. B. wurde erst im August 1945 – möglicherweise nach Bekanntwerden der unwiderruflichen Beschlüsse der Potsdamer Konferenz bezüglich der ehemaligen deutschen Ostgebiete – „abgerüstet“ und schließlich im März 1946 verkauft. Aber auch danach wäre mein Vater lieber heute als morgen – zur Not auch auf Knien – heimgekehrt. Uns Kindern brachte er den russischen Satz bei: ‚poidjem damoi/wir fahren nach Hause‘. Das sollten wir sagen, wenn wir auf der Rückfahrt nach unserem Ziel gefragt würden. Die Dörfer in der Lüneburger Heide waren bis zum Kriegsende in sich ruhende Sozialkörper mit wenig Beunruhigung von außen gewesen. Das plötzliche Zusammenleben und Teilen von Wohnraum, Nahrung und Arbeit mit Fremden, die eine andere Sprachfärbung hatten und eigene Lebensgewohnheiten mitbrachten, war für viele eine völlig ungewohnte Herausforderung. Ebenso waren wir gleichfalls aus dem ländlichen Milieu stammenden Honigfelder Flüchtlinge nicht auf die Rolle vorbereitet, die wir jetzt ohne Besitz und ohne soziales Ansehen als notgedrungen geduldete Habenichtse, deren Schicksal eigentlich nur bedingt interessierte, zu spielen hatten. Wir kannten das Wohnen zur Miete bei anderen ebenso wenig wie das Arbeiten für Lohn. Was meine Mutter Ostern 1949 in ihr Tagebuch schrieb, mögen wohl auch andere empfunden haben: „Wir sind noch immer in der Fremde ... Das Arbeiten auf fremdem Acker macht so müde. Wann werden wir auf eigener Scholle noch mal schaffen können?“ Auch wenn der Schreiber der Hiddinger Chronik betont, es habe in der Heide nie „ein Herr- und Knecht-Verhältnis“ gegeben (S. 43), so führten die durch die Flucht verursachten Biographiebrüche unserer Eltern, die sich 1945 überwiegend in den „besten Jahren“ befanden, doch zwangsläufig zu Enttäuschung, Trauer und beschädigten Selbstwertgefühlen. Der in dieser Situation allen, Einheimischen wie Flüchtlingen, abverlangte Lernprozess brachte viel Schmerzhaftes mit sich. Am wichtigsten für den mühsamen Akt der Integration in die Dorfgemeinschaft scheint mir aus der Rückschau die Bereitschaft gewesen zu sein, aneinander Interesse zu finden und auf Augenhöhe aufeinander zuzugehen. Das gelang natürlich in der jüngeren Generation, die sich durch gemeinsames Spielen und Lernen, durch Freundschaften und vereinzelt auch durch Heiraten auf ganz

natürliche Weise näher kam, problemloser und schneller als in der Elterngeneration. Deren fast einziges Kontaktmittel in den ersten Jahren bestand in der gemeinsamen Landarbeit. Sie bewirkte je länger je mehr ein friedliches, aber eigentümlich beziehungsloses Nebeneinander. Zu einem gleichberechtigten Miteinander ist es, soweit ich sehe, bis in die 50er Jahre nicht gekommen. Dafür rückten die jetzt sog. „Heimatvertriebenen“ als Minderheit selbst zusammen, besuchten sich gegenseitig, tauschten Erinnerungen an die alte Heimat aus und organisierten sich in Vereinen und Parteien. Noch lange bestand eine unsichtbare Mauer zwischen beiden Gruppen.

Aber dann begann nach Währungsreform und Staatsneugründung für Einheimische wie Vertriebene etwas gleichermaßen Neues, nämlich die Integration in das vom Wirtschaftswunder gekennzeichnete bundesrepublikanische Nachkriegsleben mit vielen Veränderungen, aber auch mit vielen Chancen und Aufstiegsmöglichkeiten für aus der Bahn Geworfene. Unsere Eltern haben von dem Aufschwung der späten 50er und 60er Jahre leider kaum mehr profitieren können. Als die spärlichen Lastenausgleichsgelder flossen, reichte die Kraft für Existenzneugründungen meist nicht mehr. So fügten sie sich schließlich in das Unabänderliche und freuten sich an der Verwurzelung ihrer Kinder in der neuen westlichen Heimat sowie an deren sozialem Wiederaufstieg. Den Verlust der östlichen Heimat haben sie indessen nie verwunden. Meine Mutter starb schon 1962 in einem mennonitischen Altersheim in der Pfalz. Auf ihrem Grabstein erinnert der Name „Honigfelde“ bis heute an ihre Herkunft. Mein Vater starb 1985 im Matthias-Claudius-Heim in Rotenburg. Die Elchschaufel auf seinem Grabstein symbolisiert seine bis zuletzt ungebrochene Anhänglichkeit an seinen masurischen Ursprung. Diese Spuren und die Spuren aller übrigen bisher verstorbenen Honigfelder werden bald verwischt sein und nur noch im Kreise der jeweiligen Familien in Erinnerung bleiben. Wir, die wir uns an diesem Wochenende hier in Hiddingen treffen, sind die letzten genuinen Honigfelder. Aber unsere Kinder wissen sehr oft schon gar nicht mehr genau, woher ihre Eltern und Großeltern eigentlich stammen. Deshalb brauchen wir eine lebendige Erinnerungs- und Erzählkultur, wenn wir nicht wurzel- und geschichtslos werden wollen. In Trzciano, wie Honigfelde heute auf Polnisch heißt, eignen sich inzwischen die dort Lebenden die fremde deutsche Geschichte sehr kreativ an, wie ich vor 1 ½ Jahren bei einem Besuch im ehemaligen Westpreußen feststellen konnte. Darauf sollten wir nicht mit Vergessen reagieren. Heimat ist teilbar und auch frei von Besitzansprüchen. Das haben wir Zugezogenen hier in Hiddingen gleichfalls sehr eindrücklich erfahren dürfen. Ich erinnere mich z. B. noch sehr genau an den Heimatkundeunterricht in der Grundschule, als uns aus der Vergangenheit Hiddingens erzählt wurde und u. a. der im 19. Jahrhundert stattgefundene episodenhafte Aufstieg des Dorfes zum Kurort uns wie ein Krimi fesselte. Das war und ist für mich mehr als nur eine Information über einen fremden Ort. Damit konnte ich mich identifizieren. Auch den im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts eingetretenen, die gesamte deutsche Landwirtschaft betreffenden Wandel des Dorfes habe ich aus der Ferne stets mit Interesse verfolgt.

Hiddingen ist neben dem Archiv des Kreises Stuhm in Bremervörde heute im Westen der einzige und beste Erinnerungsort an das in der Nähe der ordensritterlichen Marienburg gelegene Honigfelde. Hier haben nicht nur vier Honigfelder Familien eine Zeitlang gelebt. Hier hat – was am 24. März 1945 niemand zu hoffen wagte – ein durch gemeinsame Anstrengungen am Ende gelungener, kreativer Integrationsprozess zwischen Einheimischen und Flüchtlingen stattgefunden. Und dadurch ist gleichzeitig so etwas wie eine gemeinsame Geschichte entstanden, von der vielleicht

sogar ein paar dauerhafte Eindrücke zurückgeblieben sind. Diese Geschichte verdient es, genauso aufbewahrt zu werden, wie die vorherige Hiddinger und Honigfelder Geschichte. Das geschieht aber nicht von selbst, sondern will erinnert, erzählt und vielleicht auch aufgeschrieben werden. U. a. deshalb sind wir an diesem Wochenende hier zusammengekommen. Ich für meinen Teil denke gern an meine Hiddinger Jahre bis 1953 zurück und danke allen, insbesondere meinen Lehrern Delventhal und Tattera, meinen Spielgefährten und Spielgefährtinnen, meinen Freunden und Freundinnen und den verschiedenen Quartiergebern meiner Familie. Sie alle haben dazu beigetragen, dass von der hier verbrachten schlichten, behüteten dörflichen Kindheit trotz mancher Schatten bis heute eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausgeht.

Dass wir uns heute nach 60 Jahren hier ohne unterscheidende Klassifikationen auf gleicher Augenhöhe wieder begegnen, um uns zu erinnern und auszutauschen, das stimmt mich dankbar und hoffnungsvoll im Blick auf gesellschaftliche Integrationsaufgaben in unserer Zeit. Und was damals an gegenseitigem Interesse und Verständnis gefehlt haben mag, kann ja nachgeholt werden.

In diesem Sinne wünsche ich uns allen ein anregendes Zusammensein, manches Wiedererkennungserlebnis beim Betrachten der Bilder auf den Phototafeln oder in Gesprächen. Vielleicht ergeben sich daraus auch einige Anregungen für morgen und übermorgen.

Die kleine Ausstellung an den Stellwänden und auf dem Tisch ist von Frau Meyer-Jürshof, Herrn Dr. Richter und mir vorbereitet worden. Sie stellt die vier Honigfelder Flüchtlingsfamilien hauptsächlich in dem Zeitraum zwischen 1945-1950 vor. Sie dokumentiert ferner die Flucht von Honigfelde nach Hiddingen; sie ruft das Kriegsende hier in Hiddingen in Erinnerung; und sie schildert schließlich den beginnenden Prozess der Integration der jüngeren Flüchtlingsgeneration in die hiesige Dorfgemeinschaft der Nachkriegszeit.

Die Gegenstände auf den Tischen und in den Vitrinen sollen den Alltag nach dem Krieg in einem sich langsam aufbauenden und normalisierenden Flüchtlings- oder Abgebranntenhaushalt darstellen. Sie stammen überlieferungsbedingt überwiegend aus meiner eigenen Familie, lassen sich aber beispielhaft verstehen und verallgemeinern. Der Blick auf andere Dorfbewohner und deren Schicksale soll dadurch nicht verstellt, vielmehr geöffnet werden. Es könnte ja sein, dass das hier Gezeigte oder Gesagte neugierig macht und zu einem Anreiz wird, weitere Nachforschungen anzustellen. Das wäre für alle Beteiligten sicher der schönste Lohn und darüber hinaus der beste Dank an die, welche nicht mehr unter uns sind."

Inge Mager geb. Dudda

F. W. Lucht, Altmark

Tel. Miremo 25. Postfachkonto Adalgsberg 11297.

Kolonialwaren. Ältestes Restaurant am Platze.
Gr. Saal und Vereinszimmer.

Haltestelle des Autobus Alfelde—Postige—Stuhm.

Ungezigen-Nachnahme für alle Zeitungen

des In- und Auslandes

in der

Buchhandlung F. Albrecht, Stuhm.

A. Weisner,

Mühle Altmark

Telefon Miremo 15.

An- und Verkauf von Getreide
und Futtermitteln

Getreide-Umtausch

Johannes Wiens, Rehhof

Ausflugs-Ort

Telefon Rehhof 15.

Restaurations-, Saal- und Gartenbetrieb

Gutgepflegte Biere und Weine

— Prima Cidre —

Gemüthlicher Familien-Aufenthalt.

Fremden-Zimmer

Billige Preise

Ausspannung

Jagdwagen

Ernst Troch, Wagenbauerei

Rehhof.

Anfertigung von Geschäftszug- und Landwägen



Reparaturwerkstätte

Reelle Bedienung.

Günstige Zahlungsbedingungen.

Die Flucht im Jahre 1945

Der Zusammenbruch

Im Sommer 1944 war die Ostfront der Heimat nahegerückt. Volkssturmänner als das letzte Aufgebot, Fremdarbeiter und Gespannkolonnen setzten fieberhaft das Festungsgelände um Marienburg in den Verteidigungszustand. Das Landratsamt arbeitete insgeheim Räumungspläne aus. Die Bevölkerung aber beruhigte man immer wieder: jeder solle ausharren. Bedenklich wurde die Lage, als im Herbst die Trecks aus dem östlichen Tilsiter Gebiet das Land gen Westen durchzogen. Von Nemmersdorf bei Goldap sickerte die Nachricht durch, dass unsere Truppen bei einem Gegenstoß keine Deutschen lebend vorgefunden hatten.

Am 21. Januar um 11 Uhr ließ Landrat Franz in Stuhm gegen den Befehl des Gauleiters Koch den Ortsgruppenleitern des Kreises freie Hand. Lichtfelde widerrief seinen nächtlichen Räumungsbefehl, die Tiefenseer fuhren nachts los, kamen bis Neumark-Schönwiese, wo sie von der Wehrmacht zurückgeschickt wurden. Erschöpft waren sie am 22. früh wieder daheim. Die Räumungserlaubnis muß nicht für Christburg gegolten haben. Als Bürgermeister Krispin zur Wehrmacht einberufen wurde, war Architekt Willy Schwencke am 1. April 1943 mit der Leitung der Stadtverwaltung betraut worden. Dieser hat berichtet: „Nach der Offensive der Russen gelangten die ersten Alarmmeldungen am 15. Januar nach Christburg. Sie wurden jedoch nicht für ernst genommen. Man konnte sich mit dem Gedanken einer Räumung einfach nicht abfinden. Inoffiziell wurde aber von mir von diesem Tag an die freiwillige Räumung unterstützt und, wenn gewünscht, Reisebescheinigungen ausgestellt. Bestimmte Informationen durch die Partei gingen uns nicht zu.

Am Sonntag, dem 21. Januar, begab ich mich gegen acht Uhr in mein Büro (Sägewerk, Bahnhofstraße), um zu arbeiten. Beim Schützenhaus begegnete ich einem Lastauto. Diesem entstieg ein Stabsarzt, der mich nach dem Wohin fragte. Er fragte mich, ob denn hier in Christburg noch alle schliefen und nicht wüßten, dass der Krieg nun auch hier in Christburg angelangt sei. Er deutete zur Ladefläche des Lastkraftwagens, auf dem verummte Gestalten lagen. Als davon einige die Decken lüfteten, sah ich darunter Schwerverwundete in dünner Krankenhauskleidung. Der Transport kam aus dem Lazarett in Deutsch-Eylau, das Hals über Kopf geräumt werden musste. Diese Begegnung war für Christburg von entscheidender Bedeutung. Ich begab mich sofort ins Rathaus, um nun selbst die notwendigen Erkundigungen einzuziehen. Die Kreisleitung beschwichtigte mich und bedeutete, dass der amtliche Räumungsbefehl noch keineswegs ausgelöst wird. Eine

Verbindung mit Deutsch-Eylau bekam ich nicht mehr. Ich konnte aber noch mit dem Bürgermeister in Riesenburg telefonieren, der mir die Angabe des Stabsarztes bestätigte und mich über die allgemeine Entwicklung aufklärte.

Meine Entscheidung traf ich wohl im Einvernehmen mit Herrn Schulze, aber sonst in eigener Verantwortung. Ich telefonierte mit dem Bürgermeister in Gartschau bei Dirschau. Gartschau sollte unser planmäßiger Auffangort sein. Der Bürgermeister jenseits der Weichsel erklärte sich zur Flüchtlingsaufnahme bereit. Danach alarmierte ich die Hitler-Jugend, die die Christburger Bevölkerung straßenweise über das Notwendigwerden der Räumung informierte. Die Transportfahrzeuge, die für eine eventuelle Räumung nach Plan zur Verfügung standen, wurden gleichfalls alarmiert, und wir begannen am Sonntagmittag gegen 14 Uhr mit der Räumung. Die Lastkraftwagen hatten den Befehl, wieder nach Christburg zurückzukommen. Einige Fahrzeuge kehrten jedoch nicht zurück, sie wurden unterwegs von der Wehrmacht beschlagnahmt. Gegen 19 Uhr erhielt ich einen Anruf des Bürgermeisters aus Gartschau. Ich erfuhr, dass die Aufnahme der Flüchtlinge dort gar keinen Zweck mehr hätte.

Inzwischen hatte ich am Sonntagnachmittag einen Anruf von der Kreisleitung erhalten – Kreisleiter Franz war selbst am Telefon. Ich erhielt den ausdrücklichen Befehl, sofort die Räumung abzubrechen. Ich sei dafür verantwortlich, dass nun die Bevölkerung des Kreises Stumm durch meinen Räumungsbefehl in eine unnötige Unruhe versetzt sei. Würde ich diesem Befehl nicht nachkommen, so würde er die notwendigen Schritte gegen mich einleiten. Ich empfahl jetzt allen Lastwagen- und Autobesitzern, die Flucht auf eigene Faust, möglichst weit ins Reich hinein, durchzuführen. Ich stellte Fahrbefehle aus. Mit Herrn Schulze hielt ich dauernd Kontakt, und wir legten die weiteren Maßnahmen fest. Wir beide waren der Auffassung, dass der Befehl der Kreisleitung nicht zu beachten sei, und ich begann daher in der Nacht von Sonntag auf Montag Verhandlungen mit der Reichsbahndirektion Danzig. Meine ersten Anrufe wurden nicht beachtet. Erst auf meine dringlichen Hinweise, dass Christburg noch in Ostpreußen liegt (gemeint war: der Bahnhof, gesagt wurde: die Stadt), erhielt ich dann die Zusage für die Bereitstellung eines Sonderzuges. Inzwischen bangten wir um die Christburger Bevölkerung, die ja mit den wenigen Lastwagen keinesfalls hätte abtransportiert werden können.“

Der 22. Januar

Am 22. Januar wurde die Sturmgeschützkompanie von Stuhm nach Pr. Holland abgezogen. Stuhm entvölkerte sich. Hier setzte Schwencke seinen Bericht fort: „In Christburg hatte ich bekannt geben lassen, dass mit einem Sonderzug zu rechnen sei. Es sammelten sich nun vor dem Rathaus Menschen mit viel Hausrat, Koffern und Kisten. Alles war von Wehrmachtsfahrzeugen und Menschen verstopft. In bitterer Kälte standen und saßen viele und warteten, warteten; dicht fiel der Schnee. Eine Meldung kam von Freystadt, dass dort 30 russische Panzer durchgebrochen seien. Bezeichnend dafür, wie wenig der Ernst der Lage erkannt war, ist die Tatsache, dass die wenigsten Menschen zu Fuß zum Bahnhof gingen, sondern darauf warteten, dorthin gefahren zu werden. Am Montag früh traf der erwartete Zug gegen 5 Uhr ein. Die Räumung war bis jetzt ziemlich ruhig und planmäßig verlaufen. Der Sonderzug war um 11 Uhr beladen und fuhr gegen Mittag ohne besondere Vorkommnisse ab (Transportführer: Rektor Mielke). Inzwischen hatte ich laufend mit der Reichsbahndirektion telefoniert und die Dringlichkeit immer wieder herausgestellt. Man entschloß sich, einen zweiten Zug zu schicken. Dieser traf mit 15 Wagen in der Nacht zu Dienstag ein. Er verließ etwa um 5 Uhr Christburg (Transportleiter: Lehrer Fuhlbrügge).

Während der Räumung verhielt sich die Bevölkerung vorbildlich. Es wurden keine Zerstörungen durchgeführt. Auch die Versorgung mit Brot, Milch und Fleischwaren war bis Dienstag sichergestellt. Vorbildlich war Martha Aberger, die den Milchverkauf in der Molkerei Bremer bis Dienstag Mittag durchführte, vorbildlich auch einige Fleischer- und Bäckermeister, die bis zum Dienstag in Christburg blieben und ihre Waren zum Teil umsonst abgaben.

Die Nacht von Montag zu Dienstag wurde dramatisch. Die Meldung, dass der Russe von Riesenburg mit einer Panzerspitze auf Christburg marschiere, war eine Falschmeldung. Die Trecks, die aus Richtung Alt Christburg kamen, zogen weiter durch unsere Stadt. Nachts gegen 12 Uhr wurde der Treck durch eine Wehrmachtgruppe angehalten, blockiert und jede Weiterfahrt verboten, da angeblich die Straße für durchrückende Wehrmacht benötigt würde. Es war eine kleine Truppe von etwa 6 Mann und einem Major, die sich im Hotel Berliner Hof einquartiert hatte. Auf meine wiederholten Vorstellungen erklärten sie sich nicht bereit, die Straße freizugeben. Es musste jetzt eine Lösung erfolgen. Meine Vermutung, dass es sich um einen russischen Störtrupp in deutschen Uniformen handelte, bestätigte sich immer mehr, denn auch das ganze Verhalten des Majors deutete darauf hin. Ich drohte mit dem Volkssturm, den es zu dieser Zeit nicht mehr gab. Ganz plötzlich war dieser Spuk, so wie er gekommen war, wieder verschwunden. Die „Soldaten“ setzten sich in ein Auto und verließen Christburg in Richtung Posilge. Die Annahme wurde dann gegen 2 Uhr nachts bestätigt, als ein

Einsatztrupp des Gauleiters Koch unter Führung des Kreisleiters Wagner stark bewaffnet in unserer Befehlsstelle bei Herrn Schulze eintraf und uns erklärte, dass er die Weisung hätte, russische Störtruppen auszuheben, die sich jetzt schon in starkem Maße hinter der Front im deutschen Land bewegen würden. Die Einrichtung der Befehlsstelle bei Herrn Schulze wurde notwendig, da Montag nacht das Rathaus von der Wehrmacht für die Befehlszwecke beschlagnahmt wurde. Von dort aus konnten wir nicht mehr telefonieren. Ich vermutete, dass es sich bei dieser Besetzung auch um einen russischen Störtrupp handelte, denn mit den Offizieren war kaum zu verhandeln. Sie zeigten auch kein Verständnis für die Nöte der Bevölkerung.

Bei der Räumung war Schneidermeister Jaschinski einer der rührigsten. Ganz besonders war es, der mich bei den Verhandlungen mit dem Störtrupp unterstützte. Er erklärte sich auch bereit, mit einigen Männern die Russen in deutschen Uniformen auszuschalten.

Die in der Landwirtschaftsschule untergebrachte Kraftfahrzeugkompanie verließ bereits am Sonntag Christburg. Sie hatte einen Räumungsbefehl. Das einzige, was sie tat, sie nahm noch viele Christburger Frauen und Kinder mit. Vorbildlich arbeitete die Hitlerjugend unter Führung von Hans Teschke. Sie informierte durch einen organisierten Laufdienst ständig die Bevölkerung über die Lage. Die Jungen wurden am Montagmittag, als der 2. Sonderzug kam, von mir entlassen. Von diesem Zeitpunkt an stand ein kleines Häuflein Männer allein (im Widerstreit vieler Befehle) für die weitere Räumungsmaßnahmen. Die Verwaltung wurde am Montag offiziell aufgelöst. In den beiden Feuerwehrautos wurden die wichtigen Unterlagen verladen, wie Stadtkasse, Standesamt und Bezugascheinstelle. Nach einigen Wochen konnte ich Verbindung mit Herrn Tollick aufnehmen, der in Liebgarthen bei Ueckermünde angelangt war und die Unterlagen der Kreisverwaltung übergeben hatte. Die Feuerwehrautos wurden in Stettin abgegeben."

Die Bauern müssen ihren Hof und ihr Land verlassen

Am 23. Januar erhielten endlich um 5 Uhr früh die meisten Ortschaften den Treckbefehl. Die Stunde des Abschieds kam, und bitter war es, alles, was Generationen in jahrhundertelangem Fleiß in Stadt und Land geschaffen hatten, verlassen zu müssen. Ost- und Westpreußen hingen seit alters her besonders an der heimatlichen Scholle.

Inzwischen war der Volkssturm aufgelöst worden, er half jetzt den Bürgermeistern beim Abtransport. In wenigen Stunden stapften die Trecks der östlichen Kreishälfte durch die verstieften Straßen und versuchten bei Elbing-Einlage die Ebene hinter der Nogat als erstes Asyl zu gewinnen. In der Marienburger Gegend waren alle Straßen verstopft, und das bei dichtem Schneesturm und 25 Grad Frost.

Der letzte deutsche Zug – Die Russen rücken an

In der Nacht auf Dienstag brannte es in Richtung Saalfeld. Schon seit 8 Uhr früh wartete der 3. Bergungszug auf die letzten Christburger. Gegen Mittag stürmten plötzlich Flüchtlinge aus der Gegend von Alt Christburg auf den Bahnhof und berichteten atemlos: „Russische Panzer haben unsere Trecks vor Vorwerk in den Graben gefahren. In Alt Christburg morden und brennen die Russen! Sie haben unsere jungen Burschen erschießen wollen. Unsere Ostarbeiter haben diese vor dem Tod gerettet. Fahrt los!“ Der Zug setzte sich um 12.30 Uhr in Bewegung und kam sieben Stunden später in Marienburg an.

Doch zurück nach Christburg. Die Stadt bot ein trostloses Bild. Türen und Fenster standen offen, sie bewegten sich im Wind, menschenleer die Straßen, dazu die Kälte. Nur 300 Menschen, etwa 8 Prozent, waren im Ort geblieben und warteten zum Teil in Verstecken auf die Dinge, die da kommen sollten. Viele glaubten, ihre Gegnerschaft zum Nationalsozialismus würde es ihnen ermöglichen, die Fremdherrschaft zu ertragen. Andere wiederum konnten sich nicht vom Eigentum trennen. Eine ganze Menge katholischer Mitbürger blieb um ihren Dekan und Domherrn Poschmann und dessen kranke Nichte geschart. Sie hofften, der Domherr würde sie schützen können, was später viele Menschenverluste kostete. Die meisten aber, die ausharrten, waren alte und sieche Personen des Kreisaltersheims. Zwei katholische und eine evangelische Schwester blieben zu deren Betreuung zurück.

In den frühesten Morgenstunden des 24. Januar rückten die meisten Bewohner der Dörfer Tiefensee, Posilge und Budisch ab. Die Tiefenseer wurden durch Artilleriefeuer gestört. Das Dorf wurde um 11 Uhr von den Russen besetzt. Um 13 Uhr wurde Posilge vom Feind besetzt. Und bald nach 15 Uhr erreichte dieser auch Altfelde.

Schon zur Mittagszeit hatten russische Soldaten das Dorf Altmark besetzt und unter Alkoholeinfluß Erschießungen vorgenommen.

Die letzten Trecks stauten sich vor Marienburg. Abends wurden sie von russischen Panzern eingeholt; die letzten wurden zusammengeschossen oder überrollt. Viele Wagen retteten sich über das sich biegende Eis der Nogat.

(Nach Otto Piepkorn)

Straßen des Leidens

-im Winter 1944/45

*Weite Wege kalter Wind
tiefe Nacht, es weint mein Kind.
Räder mühsam vorwärts mahlen
Schatten, die den Weg erfragen
Pferde schnauben vor der Last
Kutscher treiben an zur Hast
Weh' den Müden, Kranken, Kleinen.
Kein Vertrösten, nichts kann heilen.*

*Weite Wege, kalter Wind
wie wird wärmen sich mein Kind.
Räder, die nicht vorwärts mahlen
Totenantlitz liegt im Graben
Pferde scheuen vor der Last
schwere Stunden, traurige Rast
Männer fluchen, Mütter weinen.
Kein Vertrösten, nichts kann heilen.*

*Weite Wege, kalter Wind.
Räder stehen still mit Wagen
Krieg wurd' in dies Land getragen.
Aus den Dörfern fliehen Bauern.
An den Straßen Tode lauern
Angst treibt vorwärts, reicht zum Eilen.
Kein Vertrösten, nichts kann heilen.*

*Weite Wege, kalter Wind
gebt zu essen meinem Kind.
Räder wieder vorwärts mahlen
mit den Ängsten, die sie tragen.
In der Ferne blinkt ein Licht.
Alter Mann Gebete spricht.
Der soll trösten, der soll heilen.*

Günter Dahms +

Treffen 2006 in Güstrow vorgetragen von R. Halfpap

Der ist in tiefster Seele treu, der die Heimat liebt wie du!

Der Heimatgedanke in einer sich veränderten Welt. Seitdem sich die Menschen als geschichtliche Wesen begreifen, hat die Heimat in ihrem Fühlen und Denken immer eine bevorzugte Stellung eingenommen. Obwohl seit Jahrhunderten als Begriff gebraucht, von Malern in Farbe beschrieben, von Dichtern in vielfältiger Weise besungen, konnte das, was Heimat eigentlich ist, aber nie eindeutig bestimmt und für alle Menschen gültig festgelegt werden. So ist Heimat für viele Menschen die Stadt, das Dorf, in dem sie geboren wurden und die Jahre ihrer Kindheit verbracht haben. Andere sehen den Raum ihrer entscheidenden Lebensphasen (Jugend, Beruf, Ehe) als Heimat an. Nicht wenige sehen sich im Laufe ihres Lebens von einer bestimmten Landschaft und deren Menschen so heftig angezogen, dass sie diesen Raum zu ihrer „Wahl“-Heimat machen. Und die Millionen Vertriebenen mussten sich buchstäblich eine neue Heimat erleben, ohne die alte je vergessen zu können.

Beim Nachdenken über das, was Heimat dem einzelnen bedeutet, wird deutlich, dass es sich um eine Reihe von Empfindungen handelt, die erst im harmonischen Zusammenklang das Gefühl Heimat auslösen. So ist es z. B. der geographische Raum, die schöne oder charakteristische Landschaft nicht allein, die in uns heimatliche Gefühle wachruft. So nahmen wir schon bei der Vertreibung unsere Heimatliebe im Herzen mit. In der nun neuen Umgebung fanden Landsleute den Mut, sich zu sammeln in Begegnungen und Tagungen, um der Heimat zu gedenken. Bremervörde wurde unsere Partnerstadt und ein Ort, um mit Freunden und Bekannten ein Wiedersehen fern der Heimat zu erleben. Heimatbriefe hielten die Erinnerung reichgestaltet fest. Doch die Sehnsucht, noch einmal in die Heimat zu fahren, wurde von Jahrzehnt zu Jahrzehnt stärker. 30 Jahre mussten vergehen, bis endlich mit Visum und Geldumtausch die Einreise in unsere Heimat erlaubt wurde. Ungeduld, Freude und Erwartung begleiteten uns auf dem Weg, der uns durch die langsamen Grenzkontrollen unendlich erschien.

Doch endlich, unsere Augen konnten den vertrauten Anblick der Marienburg nur durch einen Schleier sehen, die Tränen waren nicht mehr zurückzuhalten.

Was ergriff unser Herz und Gemüt so unerwartet stark? Es war das Gefühl, in der Heimat zu sein, endlich zu Hause, unter unserem hohen blauen Himmel, den Störchen auf den Wiesen, den Alleen, im Schatten der Bäume, wie einst. Wer mit dem eigenen Pkw reiste, nahm meistens den kürzesten Weg zum geliebten Elternhaus. Wir waren in unserer Heimat – und sie hielt uns mit allen Gefühlen, die dadurch ausgelöst wurden, umfassen. Viel Zeit blieb nicht und wir mussten wieder Abschied nehmen aus unserer Heimatstadt, dem Dorf, von allem was einst unser Leben ausmachte.

Es ging zurück in die neue Heimat, die uns nach der Flucht aufgenommen hatte, uns Geborgenheit und neue Lebensmöglichkeiten schenkte. Somit wird deutlich, dass Heimat Landschaft und Natur bedeutet, geliebte Menschen, Muttersprache, Geborgenheit und so entstanden in unseren Herzen zweimal Heimatgefühle. Es ist die alte und die neue Heimat, in der wir nun lebten und arbeiteten, Kinder großzogen und manches aus der alten Heimat in unsere neue Umgebung mit einbezogen. Seien es Kochrezepte oder auch Gebräuche zu Weihnachten und Ostern. Doch die Zeit blieb nicht stehen. Erleichterte Reisebedingungen veranlassten uns, immer wieder die alte Heimat zu besuchen, Freundschaften mit den neuen Bewohnern bauten sich auf. Besonders lag uns der Kontakt zu den in der Heimat verbliebenen Landsleuten am Herzen. Hilfeleistungen vielerlei Art wurden durch die Reisen möglich. So begann ein reger Austausch zwischen der alten und der neuen Heimat. Es gibt es eben doch, das in uns verankerte Heimatgefühl, und es tröstet sehr, dass man die Heimat besuchen kann, so oft man es will und kann.

Doch Heimat ist auch Verpflichtung und so will ich daran erinnern, alles Wissen über unsere Heimat, Stadt, Dorf, Umgebung, Begebenheiten und Sagen für unsere Nachkommen aufzuschreiben. So lebt unser Stuhmer Heimatkreis in den Familien weiter. Unseren Kindern und Enkeln machen wir damit deutlich, dass Heimatliebe nie endet, man diese mit der neuen Heimat teilen muss. So bleiben wir eine Brücke zwischen der alten und der neuen Heimat.

Unser Großvater

Sein Name Karl Brallentin. Er hatte einen Bruder Ernst und eine Schwester Hedwig verheiratete Fröschke. Ihre Eltern waren Karl Brallentin und Ottilie geb. Neske. Geboren sind die Geschwister in Hohenkirch Kreis Briesen Westpreußen, wo der Vater Zimmermann war.

Mein Großvater wurde am 15.07.1888 geboren und lernte das Molkereifach und wurde später Verwalter der Molkerei in Bahrendorf. Er heiratete Emma Müller, geboren in Reinsberg Kreis Briesen. Zusammen hatten sie drei Töchter, Hilde 1908, Irma 1910 und meine Mutter Hedwig 1912. Der kleine Sohn Rudi verstarb im Kindesalter an Diphtherie.

Die Großeltern kauften dann einen größeren Bauernhof mit Viehhaltung, in Tschano, ein schönes Restgut mit großen Gebäuden. Er erzählte mir, dass man schon damals mit Pferden und Wagen mit Futter beladen über einen Futtertisch durch den Stall fahren konnte.

Dann kam der Erste Weltkrieg. Auch Großvater musste zum Militär und an die Front. Im Kampf wurde er verwundet. Ein Durchschuss an der linken Hand. Dann ins Lazarett und später nach Hause. Der Krieg war verloren und die Zeit für die Deutschen frostlos und schwer. Durch den „Diktatfrieden von Versailles“ wurde Deutschland geknebelt und vieler Gebiete (13 %) beraubt. Ebenso wurden alle deutschen Kolonien von anderen Staaten besetzt. Durch den sogenannten Korridor verlor Deutschland, von Oberschlesien über Posen und Westpreußen, wertvolle, rein deutsche Gebiete. Ostpreußen war abgetrennt und Danzig wurde Freistaat. Die zu Westpreußen gehörenden Kreise Marienwerder, Stuhm, Elbing und Marienburg, rechts der Weichsel, kamen bis 1939 zu Ostpreußen. Durch die Milliardenzahlungen und Reparationsforderungen der Siegermächte wurde die Inflation angeheizt und wurde für Deutschland zum Verhängnis. Das Geld wurde von Tag zu Tag weniger wert. Die Arbeitslosenzahlen stiegen immer höher. Für Milliarden und Billionen Geldscheine gab es nichts zu kaufen. Durch diese Fehlentscheidungen der Alliierten/Franzosen, die Not und Folgen, war der Zweite Weltkrieg schon vorprogrammiert. Man war zu weit gegangen. Die Parteien waren zerstritten. Dadurch hatte Adolf Hitler leichtes Spiel, an die Macht zu kommen, mit verheerenden Folgen. Durch die Verträge von 1929 musste Deutschland jährlich 1,7 Milliarden Goldmark Reparationskosten bezahlen bis 1988 (nach den Verträgen).

Doch nun zurück zum Großvater Karl Brallentin:

Der Kreis Briesen, zu dem auch Tschano gehörte, fiel in den Korridor und damit zu Polen. Briesen zwischen zwei Seen, liegt südlich von Graudenz. Bei der Volksabstimmung 1920 optierte mein Großvater für Deutschland. Er hätte da bleiben können, wenn er für Polen gestimmt hätte. Er wollte nicht in Polen leben. Für den großen Bauernhof bekam er nur eine kleine Entschädigung. Dafür kaufte er sich in Neudorf bei Stuhm einen heruntergekommenen Bauernhof von 60 pr. Morgen = 15 ha. im Kreis Stuhm/Westpreußen. Der Kreis Stuhm stimmte 1920 mit 80 % für Deutschland. Die Volksabstimmungen wurden unter alliierter Kontrolle durchgeführt.

Doch in Neudorf fühlten sich er und seine Familie nicht wohl. Er suchte einen anderen Bauernhof. Den fand er dann bei der Stadt Stuhm, Pestliner Straße 15. Auch das war ein Hof mit 15 ha. Felder und Wiesen an einem Stück, wie ein Handtuch. Die Gebäude 20 m von der Pestliner Straße entfernt, gehörten zu der Stadt Stuhm. Etwa

1,5 km südlich von der Stadt weg. Stuhm wurde die neue Heimat. Ein schönes Städtchen zwischen zwei etwa 1,5 km langen Seen.

Die Stadt Stuhm war eine Kreisstadt mit Landratsamt, Rathaus, Gericht, Kreiskrankenhaus, Bahnhof, einer katholischen und einer evangelischen Kirche auf dem Marktplatz. Des weiteren auch eine katholische und eine evangelische Schule sowie zwei Kindergärten.

Im Vorschloss an der engsten Stelle zwischen den Seen war auch eine kleine Ordensburg. Dieselbe wurde von den Hochmeistern aus Marienburg als Sommersitz genutzt. Dort war zu unserer Zeit das Gericht untergebracht. Im großen langen Bau neben der katholischen Kirche, am Stuhmer See, war ein Waisenhaus. Im dritten Reich wurde auf einem großen Gebiet zwischen der Bahnhofstraße, der Marienburger Straße und der Achatius von Zehmen Straße eine NPEA gebaut = „National Politische Erziehungs Anstalt“. Großzügige Schulen, Sportstätten, Lehrerwohnhäuser sowie eine eigene Badeanstalt neben der öffentlichen wurde gebaut. In dieser NPEA wurden begabte Schüler aus ganz Deutschland schulisch und sportlich ausgebildet und gefördert. Ähnlich wie in den „Adolf Hitler“-Schulen in ganz Deutschland. Das gab der Stadt Einwohnerzuwachs und Aufschwung.

Dort in Stuhm wuchsen Opas drei Töchter auf, machten ihre Ausbildung und waren im Sportverein, Musikverein sowie bei Theateraufführungen in den Anlagen dabei. Nacheinander heirateten sie und wohnten alle in der Stadt Stuhm. Opas Freude waren seine Enkel. Wir waren drei Jungen. Tante Irma und Tante Hilde hatten je zwei Mädchen.

Unsere Mutter heiratete Franz Fast. Vater wurde dann Verwaltungsangestellter im Rathaus und die Eltern wohnten am Marktplatz, im ersten Stock über einem Kaufhaus. Eine sehr schöne Wohnung mit Telefon. Aber für uns zwei Lausbuben nicht ideal. So zogen die Eltern in eine andere Mietwohnung, nach Vorschloss, direkt am See. Dort hatten wir viel Platz zum Spielen und Baden und Rumtoben. Dort war auch der Katholische Kindergarten nur 30 m weg.

In Vorschloss wurde dann auch unser Bruder Horst 1934 geboren. Wir hatten dort eine schöne Wohnung und Jugendzeit. Zum Bauernhof von Opa waren es nur 1,5 km. Schon im Alter von 5-6 Jahren war ich immer alleine zu den Großeltern gelaufen. Später dann nach der Schule und in den Ferien war ich immer auf dem Bauernhof. Mit Pferd und Wagen fahren, mithelfen und die Pferde auf die Weide bringen, zu reiten, hat immer Spaß gemacht. Auch an Ostern waren alle Enkel zum Ostereiersuchen im großen Garten bei der Oma. In den Ferien, zu vielen Feiern waren immer viele Gäste dort.

Opa hat so gerne Skat gespielt. Oft saß ich die ganze Nacht durch daneben als Zahlmeister und Lehrling. Es wurde gegessen, getrunken und dann weitergespielt, oft von Samstag Nachmittag bis Sonntag Nachmittag. Oft fuhr ich mit dem Fahrrad, um einen Nachbar oder Skatbruder zu ihm einzuladen. Er war ein fröhlicher Mensch, der Spaß verstand und lachen konnte. Wir saßen oft zusammen und haben Mühle oder Dame gespielt. Er hat mit uns gerechnet und lange Zahlenreihen zusammgezählt. Um die Wette, wer am schnellsten fertig war. Am Abend hat er uns oft Märchen und Schauer geschichten erzählt. Ein richtiger Opa.

eingesandt von Helmut Fast, 91541 Rothenburg

Erlebnisse und Gedanken

Hubert Joost: Früh gefordert – Kinderlandverschickung 1944/45

Ich versuche, meine Gedanken auf das Jahr 1944 zu konzentrieren. Es war ein Jahr, das mich aus der scheinbar heilen Welt des Elternhofes und der Obhut der Eltern entzog. Ich war im April 15 Jahre alt geworden und glaubte, schon groß zu sein. Unsere Schulklassen A und B waren Anfang des Jahres zusammengelegt worden, weil die älteren Klassenkameraden des Gymnasiums „Winrich von Kniprode“, Marienburg, zum Flakhelferdienst eingezogen wurden. Sie wohnten in Baracken, wo sie auch Schulunterricht weiterhin bekamen, aber auch zu Tag- und Nachtzeit die Flakgeschütze bedienten, um Stadt und Flugplatz Königsdorf vor Bombenangriffen zu „schützen“. Neben dem Flugplatz standen die Montagehallen für den Jäger „Focke-Wulf 190“, dessen Einfliegen wir nach vollendeter Montage von fern beobachten konnten. Wir, die wir zusammengewürfelt wurden, fanden nur spärlichen Kontakt miteinander. Als uns die Zeugnisse vor den Sommerferien ausgehändigt wurden, war mit der Versetzung in der Untersekunda, also die 6. Klasse auf dem Gymnasium, die Schule vorbei. Es lag die Einberufung zum Kriegshilfsdienst vor, der uns in alle Winde zerstreute. Da ich für den Ort Posilge und die umliegenden Dörfer zum Fähnleinführer der „Pimpfe“ befördert worden war, musste ich wohl für die Betreuung eines Lagers von evakuierten, etwa 12- bis 13-jährigen Jungen aus Danzig geeignet sein. Ich hatte mich in einem K.-V.-Lager in dem Badeort Kahlberg auf der Frischen Neherung zu melden, wo mir die Betreuung von 60 Jungen in der Zeit nach dem Schulunterricht übertragen wurde. Zur Seite stand mir noch ein etwas träger, aus Wien stammender Schulkamerad. Wir, selbst noch Kinder, hatten für den geordneten Ablauf im Hause zu sorgen, was uns wenig Mühe bereitete. Die Leistungsbereitschaft der Knaben war gut und die Unterstützung durch die beiden Studienräte lobenswert. So waren wir unbekümmert froh miteinander, ohne politische Ahnung, geschweige denn Urteilsvermögen. Der Verlust meines zwei Jahre älteren Freundes Hermann Laabs bei der Wehrmacht in Finnland hat mir eigentlich erst die Augen geöffnet! Doch wie lange hielt das an – wie kurz nur war der Schock! Heute ist mir dies unfassbar und auch schon nach dem Kriege. Die Erziehung der Jugend durch den Staat hat das Denkvermögen wohl bewusst eingeschränkt und das Potential „Mensch“ zum Werkzeug degradiert. Ein teuflisches Beginnen! Und doch hat uns das Miteinander viel Freude bereitet. Diese Freude habe ich auch im Lager gehabt, zumal wir direkt am geliebten Ostseestrand waren. So vergingen die drei Monate in Kahlberg sehr schnell. Im Oktober verlegte man uns aus dem Sommerlager in ein Winterlager nach Augustenhof Krs. Wirsitz bei Bromberg. Ein kurzer Urlaub wurde uns noch gestattet, um uns mit Wintersachen zu versehen. Ich hatte nur noch in Eibing ein paar Eschenskier gekauft, im Glauben, sie noch einmal nutz- und freudbringend verwenden zu können. Die Eltern waren zu Hause sehr ernst und Schwesterlein nicht mehr zu Hause. Es war ein eigentümliches Gefühl – eine Unruhe – vielleicht auch schon ein wenig Ahnung.

Mit Wintersachen ausgerüstet, trafen wir uns zur Fahrt wieder, fuhren bis Wirsitz und von dort aus mit der Kleinbahn nach Witzleben, dem Stammsitz der von Witzleben. Ein Wagen holte unser Gepäck ab und wir marschierten die ca. 3-4 km zum Lager Augustenhof, das in einem alten Herrenhaus untergebracht war und auch noch ein ehemaliges Dorfschulgebäude umfasste. Die Hausverwaltung einschl. der Küche unterstand einem Ehepaar und für die Krankenpflege war eine Schwester zuständig. Dort traf ich auch Götz Freytag aus meiner Klasse, der seinerzeit sofort in dieses Lager kommandiert worden war. Seine Rasselbande hat ihm aber dort das Leben zur Hölle gemacht und ist daraufhin abgezogen worden. Da sie 16-jährig waren, hat man

sie wohl auch zum Kriegsdienst herangezogen. Götz war froh, wieder geordnete Verhältnisse um sich zu haben und war mir eine bessere Unterstützung als der Friedl aus Wien! Die hatte ich auch nötig, denn der Winter machte sich früh bemerkbar und die Brennung war knapp. Das alte Herrenhaus gehörte zu dem Gut Witzleben. Bei dem Besitzer machten wir unseren Antrittsbesuch und ein talentierter Schüler sagte das Gedicht: „Herr von Ribbeck von Ribbeck aus dem Havelland“ auf. Dabei erfuhren wir, dass seine Frau eine geborene von Ribbeck war. Wir haben Eindruck geschunden und in kürzester Zeit rollte ein Wagen mit Kohlen aus dem Vorrat der Gutsbrennerei an. Nun konnten die Haupträume geheizt werden und in der Küche das Essen bereitet werden. Die Schlafräume mussten kalt bleiben. Mit 2 Decken pro Person mussten wir auf dem Strohsack auskommen. Götz und ich hatten nur während der Essens- und Nachmittagsstunden warme Räume zur Verfügung, was uns viele kalte Stunden bescherte. Von dieser Lagerzeit an bestand ein ständiger Briefkontakt mit meiner Familie bis in die heutige Zeit. Zwar haben die Kriegswirren leidvolle Unterbrechungen gebracht, uns aber auch wieder geeint. Früh habe ich erfahren, wie belebend ein Brief sein kann, entschieden mehr als ein plänkeldes Gespräch! Einen Brief habe ich aus Augustenhof mit einer angespitzten Habichtsfeder geschrieben, mit vielen Klecksen.

Die Wochen liefen schnell dahin und die Adventszeit kam näher und damit das erste Weihnachtsfest außerhalb des Elternhauses. Froh waren wir alle, dass wir eine neue Wintergarnitur in Danzig abholen durften. Eine Garnitur bestand aus Skihose und dicker Blousonjacke. Beides dunkelblau und mit Emblemen bepflastert. Diese Sachen konnten wir ab Mitte Dezember in Danzig abholen. Mit 6 oder 7 Jungen fuhr ich nach Danzig, lieferte sie bei ihren Eltern ab und durfte noch nach Hause fahren. Der Anlass war die doppelte Silberhochzeit der Ehepaare Neufeldt-Petershof und Winter-Altfelde. Die Hochzeit fand im Saal in Altfelde statt, der für die Familienfeiern den optimalen Rahmen darstellte. Erst verspätet konnte ich zur Hochzeitstafel erscheinen und nach meiner Gratulation saß ich am Tafelende und die Schüsseln stauten sich bei mir. Hungrig war ich und konnte kaum aufhören, die Kostbarkeiten in mich hinein zu schaufeln. Die Herren freuten sich und die Damen fragten mich, wo ich das alles ließe. Es war der 16. Dezember 1944 und damit unser letztes gemeinsames Familienfest in vertrauter Umgebung und vor allen Dingen – bis auf Einzelfälle – vollzähliger Gemeinschaft. In schneidender Kälte fuhren wir nachts nach Hause und am 17. musste ich sofort nach Danzig, weil wir dann am 18. in das Lager zurück fahren mussten. Vater brachte mich mit dem Pferdewagen zur Bahn nach Altfelde. Gedrückt war die Stimmung zu Hause und in weiser Voraussicht gaben mir die Eltern meine Geburtsurkunde und mein letztes Zeugnis mit und Vater den eindringlichen Rat: „Denk immer daran, wo du geboren bist und aus welchem Hause du stammst!“. Der Abschied zu Hause und am Bahnhof war schwer für alle Teile. In Danzig erfolgte in der Nacht ein Luftangriff, der mir ein Erlebnis zu sein schien, weil ich den eigentlichen Schrecken noch gar nicht gespürt hatte. Mit den Kleidungsstücken beladen, konnten wir am nächsten Tag gen Augustenhof abfahren und dort pünktlich aber erschöpft ankommen. Diese Kleidung hat uns sehr geholfen, den Winter zu überstehen. Zu Weihnachten durften wir noch organisierte Gänse abholen und dann später die Pakete in Empfang nehmen. Die Sorgen ließen aber keine Stimmung aufkommen, sondern Vorbereitungen für einen plötzlichen Aufbruch treffen. Die notwendigen Nahrungsmittel standen bereit, wie auch das Verbandsmaterial. Ständige Übungen mit den Jungen im Packen des Eigentums - der persönlichen Habe -, konnten schon den Eindruck von Schinderei erwecken. Doch sollten alle Maßnahmen zusammen im Ernstfall unsere Rettung sein! Am 23. Januar 1945 hieß es: Abmarsch 5.00 Uhr mit 3 Wagen des Gutes Marienfeld oder -hof, das ebenfalls der Familie von

Witzleben gehörte. Pünktlich waren die Wagen da, bespannt mit jeweils 4 Pferden, die vom Wagen aus gefahren wurden. Hafer und Heu und etwas Stroh waren auf den Wagen als Proviant für die Pferde verstaut. Dank der vielen Übungen konnten Nahrungsmittel und Gepäck schnell verstaut werden. Die Flucht begann, leider ohne gutes Schuhwerk, denn die waren schon seit langer Zeit zur Reparatur beim Schuster, der uns im Stich ließ.

60 Jungens, 2 verheiratete Studienräte, eine ledige Lehrerin, eine Krankenschwester, das Hausmeisterehepaar und wir beiden Betreuer Götz Freytag und ich. Die Temperatur lag bei minus 24-25°C und die Straßen waren schneereich und glatt. Über das Land breitete sich die dicke Schneedecke und die Fuhrwerke auf der Straße mit ihren schaukelnden Laternen boten ein gespenstisches Bild. Die Räder knirschten auf dem Schnee und der Atem der Pferde gefror an den Nüstern. Alle konnten wir auf den Wagen sitzen und die Kutscher leiteten die Wagen sicher. Wagen reihte sich an Wagen und plötzlich war es ein Flüchtlingstreck, soweit das Auge reichte. Der beginnende Tag zeigte das Ausmaß und die hellhörige Luft ließ uns die Geräusche der hinter uns liegenden Frontkämpfe nahe erscheinen. Die Furcht erzeugte Hektik, aber auch schon jetzt bei vielen Menschen Stumpfsinn und Hysterie. In diesem Durcheinander verschwanden plötzlich unsere Kutscher und wir waren alleine mit unseren Wagen eingepfercht in den Sog der noch fahrenden Trecks. Nun war ich der einzige, der schon mit Pferden und schweren Wagen gefahren war. Gottlob wurden der Hausmeister und die Krankenschwester auch mit dem Lenken der Wagen fertig und das Tempo war langsam. Bald konnte auch ich ab und an die Zügel abgeben und – wenn nichts anderes war – mich um die Jungens kümmern. Die saßen zusammengekauert auf den Wagen und froren, obwohl sie die Decken um sich gewickelt hatten. So hart es war, sie mussten in Etappen vom Wagen runter und eine Zeitlang laufen, damit die Füße wieder warm wurden und außerdem die Pferde im Zug erleichtert wurden. Kaum einer dachte an Essen und Trinken, nur vorwärts, weg von der Front, um dem Russen zu entfliehen. Grausame Bilder neben den Straßen, menschliches Leid mit zerstreutem Hab und Gut und – je weiter wir kamen – auch zusammengebrochene Tiere am Straßenrand. Trotz dieses sichtbaren Elends verlief die Fahrt relativ geordnet in Richtung Neustettin. Die Fahrtrouten wurden vorgegeben. Nach langen Stunden erreichten wir eine Ortschaft, wo wir Rast hielten, um etwas zu essen und die Pferde verschlaufen zu lassen. Aus unserem Vorrat bekamen die Jungens pro Mann einen Esslöffel Traubenzucker und je drei Personen ein Glas Apfelsaft, der noch nicht gefroren war, und etwas aus der Tonne, die getrocknete Brotsuppe enthielt. An wärmende Getränke war nicht zu denken, weil Zeit und Möglichkeit fehlte. Auch den Pferden konnte etwas Wasser gegeben werden. Die Erfahrung von zu Hause, bei Kälte nur wenig Wasser auf einmal, hielt die Tiere mobil. Unser aller Sorge galt ihnen, denn sie waren unser Rettungsanker. Nach kürzerer Rast fuhren wir weiter und kamen schon im Dunkeln in eine Ortschaft, wo wir in einer Schule auf Stroh schlafen konnten und eine warme Suppe bekamen. Wagen und Gespanne mussten auf dem Schulhof in eisiger Kälte bleiben. In Ermangelung von Anbindevorrichtungen und aus Angst, die Tiere nicht mehr richtig angespannt zu bekommen, blieben sie am Wagen festgebunden. Die Hinterpferde an der Deichsel und die Vorderpferde am Wagen. Viele Decken breiteten wir über sie, fütterten von dem Vorrat auf dem Wagen und tränkten die Tiere. Hilfreiche Menschen halfen uns dabei, denn das Füttern dauerte lange, weil kein Trog zur Verfügung stand. Übermüdet fielen wir mit der warmen Suppe im Bauch ins Stroh. Am Morgen freuten wir uns, die Tiere lebend zu sehen. Steif standen sie da. Etwas angewärmtes Wasser, Hafer und Heu vom Wagen ließen sie wieder munter werden. Der Aufbruch dauerte länger als erwartet. Treu zogen uns die Tiere weiter auf dem Weg gen Westen, auf dem uns in

einer Ortschaft eine freigehaltene Strecke zugewiesen wurde, die uns aus dem langsamen Treck heraus brachte und uns schneller vorankommen ließ. Beim nächsten Halt zur Nacht konnten wir die Pferde ausspannen und ihnen für die Nacht ein wärmendes Strohlager bieten. Auch wir erhielten ein Strohlager in einem großen Raum und wärmendes Essen. Unsere Traubenzuckerfütterung sowie die Ration aus der Brotsuppentonne stellten die Marschverpflegung dar und hielten uns bei Kräften. Das Apfelmus war schon lange in den Gläsern gefroren und eigentlich nur Ballast. Jedoch nahmen wir einige Gläser in die warmen Unterkünfte mit, wo sie dann oft auftauten und am Morgen verzehrt werden konnten. Aus Sammlungen der Bevölkerung durften wir uns unterwegs Schuhzeuge aussuchen. Selten passte jemandem ein Stück. Als Götz froh ein paar Stiefel anzog und damit weiterzog, verzog er am Abend vor Schmerzen das Gesicht, weil wir nur mit Not die Dinger wieder von den Füßen bekamen. Nach mehreren Stationen kamen wir in Neustettin an und erhielten in einer Molkerei Quartier. Erstmals nach vielen Tagen in geheizten Räumen. Auch die Pferde bekamen sehr gute Unterkünfte, die sie auch verdienten. In der Molkerei wurden wir sehr gut gepflegt und nach kurzem Aufenthalt erhielten wir wohl durch die Bemühungen von Studienrat Brassat und die Behörden Mitfahrgelegenheit mit der Bahn. Pferde und Wagen blieben in Neustettin. Man brachte uns incl. Gepäck zur Bahn und die transportierte uns nach Treptow in die Nähe der Küste. In einem Ort erhielten wir Quartier, aber nur für kurze Zeit. Ich glaube, es war Fischerkathen. Dort erlebten wir einen deprimierenden Schock. Die Studienräte planten im Ernst, an der Küste lang wieder nach Danzig zurückzugehen, was aber gottlob unterblieb, weil die Proteste groß genug waren. Sehr schnell mussten wir wieder packen, um mit dem letzten Zug im Güterwagen gen Westen zu wollen. Es war aber nicht mehr so kalt und seit dem Fluchtbeginn mehr als ein Monat vergangen. Gepäck unten und Personen oben, so fuhren wir im Güterwagen gestapelt ab. Über Stettin konnten wir nicht mehr transportiert werden, weil die Oderbrücke nicht mehr sicher war und der Russe kurz davon war, den Kessel bei der Oder zu schließen. Doch über die Inseln Usedom und Wollin konnte uns die Bahn langsam in Sicherheit bringen und mit uns viele, viele Menschen, die in anderen Waggons lagerten. Bis Schwerin transportierte man uns und wir schienen gerettet - vorläufig! Transport und Verpflegung normalisierte sich, dergleichen die Betreuung und es muss hier den Studienräten für ihre Mühe Dank gezollt werden, dass es ihnen gelang, für uns eine Bleibe im Kreis Parchim zu finden. Sicherlich war es auch der Unterstützung durch die Behörden zu verdanken, die doch noch beachtlich funktionierte, soweit wir es in unserem Alter überhaupt beurteilen konnten. Per Bahn fuhren wir nach Karow, wo wir in einem Schloss untergebracht wurden. Ca. 150 Jungen und das Betreuungspersonal fanden dort Unterkunft und wir glaubten uns im Paradies. Marmortreppen und zum Teil vergoldeter Stuck an Decken und Wänden, welch eine Pracht. Und sogar Badezimmer, welch ein Luxus. Sehr schnell gewöhnten wir uns an diese guten Verhältnisse und begannen, sorglos zu werden, bis uns die Aufforderung zur Musterung erreichte, die in Parchim erfolgte. Sollte uns der Einberufungsbefehl doch noch erreichen? Wir ahnten ja gar nicht, was uns dann bevorgestanden hätte! Oder doch? Auf jeden Fall wollte ich erst einmal die Gegend erkunden. In dem gar nicht weit entfernten Moor stand das Mausoleum des Schlossbesitzers „Schlutius“, der ein sehr wohlhabender Mann gewesen ist. Das Mausoleum war prachtvoll-schaurig, die Kuppel innen mit Sternen übersät, die angeblich aus Gold gewesen sein sollen. Die Gruft war abgeschlossen und wäre sicherlich nicht von uns betreten worden. Kurz nachdem ich die Anlage verlassen hatte, hörte ich einen elendigen Schrei eines Tieres. Ihm nachgehend (wie unvorsichtig!!) fand ich einen verendeten Rehbock in der Schlinge. Es war das erste Mal, dass ich so etwas gesehen habe. Wie harmlos gegenüber dem grausigen Elend auf dem Win-

tertreck. Auch Hirsche sah ich dort und ware bei deren Beobachtung in dem tückischen Moor bald abgeblubbert. Nochmal Glück gehabt. Auch den großen Gutsbetrieb habe ich mir angeschaut und ob dessen Größe gestaunt. Mein Interesse wandte sich mehr und mehr der mir vertrauten Natur zu, soweit ich nicht mit den Aufgaben im Schloss und der Instandhaltung meiner Kleidung ausgefüllt war. Hier in Karow erhielt ich auch das erste Lebenszeichen von Tante Trudchen, der ich - glaube ich - nach Bad Wilsnack geschrieben hatte. Sie wusste, dass Ingetraud mit einem Militärlazarett nach Lüneburg gekommen war, von der ich auch einen Brief erhielt. Bald nachdem wurde mir Ende März 1945 ein neues Lager zugeteilt, das keinen Betreuer hatte. Es lag in Ludorf am Müritzsee und beherbergte 24 Jungens aus Essen und einen Studienrat Schulz. Schnell musste ich dahin, wo mich eine ganz elendige Unordnung erwartete. Viele Jungens hatten Krätze und einige Tage später fand ich auch Kleiderläuse. Radikale Säuberungskur und Kleiderentseuchung brachte Reinlichkeit in das Gebäude, worüber wir alle sehr froh waren. Auf der gegenüberliegenden Seite des Müritzsees lag der Militärflugplatz „Rechlin“, der eines Tages bombardiert wurde. Dabei griffen „Jabo's“ auch kurz das Dorf Ludorf mit Bordkanonen an. Ich konnte noch schnell hinter die Schullatrine hechten. Nach ca. 14 Tagen wurden wir in den Kreis Güstrow verlegt, da die Front näher rückte und wir wohl aus dem Gefahrenbereich des Flugplatzes wegkommen sollten. Den Ort der neuen Unterkunft weiß ich nicht mehr. Auf jeden Fall war es ein gräfliches Schloss, das zu einem großen Gut gehörte. Dort haben wir uns aufgelöst und in Privatquartieren Unterschlupf gefunden, bis sich eine Möglichkeit bot, mit einem Militärversorgungstransport weiter nach Westen zu kommen. Wir saßen mit unserem Gepäck auf einem Lastwagen, der Schmiedebedarf geladen hatte, wie Hufeisen, Nägel und Werkzeuge. Der Weg führte an der Küste entlang, an Wismar vorbei nach Travemünde über den Priwall. Vor der Fähre über die Trave bekamen wir grauenhaftes Feuer aus Flugzeugen, deren Treffer uns gottlob verschonten. Wir schafften es, übergesetzt zu werden und fuhren weiter an der Küste entlang in Richtung Neustadt bzw. Eutin, wo die Amerikaner uns schon entgegen kamen. Im Walde glaubten die Landser sicherer zu sein, so ihre Meinung. Aber kurz darauf kamen die Amis in den Wald und nahmen die Landser gefangen, pro forma, nachdem sie sämtliche Uhren eingesammelt hatten. Vorher wurde aber der Wagen aufgelöst, wo vom Nähgarn und -zeug bis Handtücher mit Seife und Kommissbrot und Wurst alles drin war. Jeder bekam etwas zugeteilt und die Landser gingen zur Straße, um sich abführen zu lassen und uns ließ man ungeschoren. In der Nähe fanden wir eine Kate, die zum Gut Ovelgönne gehörte, wo wir auf dem Heuboden schlafen und in der ehemaligen Sandgrube kochen konnten. Der Krieg war aus, wir im Westen gerettet und die Ungewissheit der Zukunft noch größer. Die wildesten Gerüchte kursierten und viele Fußmärsche bis nach Eutin brachten Klarheit. Bald sollten wieder Züge fahren, die dann die Jungens aus Essen nach Hause brachten, das auch zerbombt war. Wo war aber mein „Zuhause“ und wo meine Familie??

Hubert Joost – Meyer zu Bakum († 23.07.2002)
früher Posilge, Krs. Stuhm

Professor Dr. Lothar Diethelm

„Alles, was der Mensch ist oder besitzt, wurde ihm von anderen geschenkt und bleibt er anderen schuldig.“

In Dankbarkeit denke ich daher an die Wurzeln, die mein Dasein, mein Denken und Fühlen bestimmten.

Meine Vorfahren waren Alemannen, die den Raum am westlichen oberen Zürichsee besiedelten und dort, in enger werdenden Verhältnissen, den Entschluss zur Auswanderung fassten. Sie gelangten schließlich in die Weichselniederung, wo sie zusammen mit anderen Schweizer Fachleuten das Molkereiwesen aufbauten. In der alten Schweizer Heimat ist das Geschlecht noch heute mit über 550 Mitgliedern das drittgrößte der March.

Mein Eintritt in diese Welt vollzog sich am 3. April 1910 unter damals nicht ungewöhnlichen Verhältnissen, nämlich ohne Hebamme, allein mit Nachbarschaftshilfe, während mein Vater mit dem Pferdefuhrwerk in die 12 km entfernte Stadt Marienwerder unterwegs war, um die Hebamme zu holen. So wuchs ich in Gutsch, später in Rehhof in der Weichselniederung heran, hatte zunächst eine Hauslehrerin und kam nach dem Ersten Weltkrieg auf das Gymnasium in Marienwerder. Nach dem Abitur und dem Studium der Medizin dauerte es noch einige Zeit, bis für mich „meine Bromberger Jahre“ begannen.

Die Anforderung der Zivilverwaltung Danzig-Westpreußen von der Wehrmacht und meine Verpflichtung auf den Chefarztposten der radiologischen Abteilung des Städtischen Krankenhauses in Bromberg im November 1939 ergaben eine erneute Umstellung meines Lebens, in das schon der Krieg mit meiner Einberufung zum 26. August 1939 und mit dem ersten Kommando als Leiter der Röntgenabteilung des Reservelazarets 112 in Berlin eingegriffen hatte. Eine jüngere Schwester meiner Mutter, Friedel Ritt in Bromberg, Hoffmannstraße 4, welche mit ihrem Mann Emil Ritt im früheren Elternhaus ein Elektro-Installationsgeschäft betrieb, nahm mich in der ersten Zeit bei sich auf, während wir die Wohnung in Berlin zunächst noch beibehielten. Es begann die Wohnungssuche in Bromberg. Als Chefarzt mit inzwischen vier Kindern wurde uns dann ein Haus in der Felix-Dahn-Straße 13 zugesprochen.

Die Röntgenabteilung des Bromberger Krankenhauses hatte eine moderne Siemens-Einrichtung, war aber viel zu klein und unzweckmäßig konstruiert; auch hatte sie das polnische Personal fast vollständig verloren. Nur eine einzige Polin, Gertruda Meller, stand anfänglich zur Verfügung. Maria Starczewska war die zweite einheimische Hilfskraft, zu denen bald weitere Mitarbeiterinnen aus dem Reich gewonnen werden konnten.

Die Arbeit in der Klinik stieg rasch an, weil wir die ganze Stadt und ein großes Umland radiologisch mitversorgten. Wegen des großen Ärzte-

mangels in der Stadt beteiligte ich mich daneben noch am allgemeinen ärztlichen Nacht- und Sonntagsdienst, der mir tiefe Einblicke in die Sozialstruktur und Lage der Bevölkerung vermittelte. 1940 erhielt Bromberg einen Teil der aus dem Baltikum ausgesiedelten deutsch-baltischen Ärzte, die hervorragend ausgebildet waren, wie z. B. unser Nachbar Dr. Hoffmann. Der Internist Dr. Hollmann wird mir wegen seiner sorgfältigen Diagnosen besonders im Gedächtnis bleiben. Zum Kollegen Dr. Felix Siegert, dessen Sohn Professor für Augenheilkunde in Hamburg später war, hatte ich ein herzliches Verhältnis. Mit dem Gynäkologen Dr. Joachim Erbslöh verbindet mich die gemeinsame Bromberger Arbeit und eine 50jährige Freundschaft. Kollege Erbslöh beschäftigte sich damals und später mit den Problemen der radiologischen Diagnostik in der Frauenheilkunde und hat hierzu Bahnbrechendes geleistet; er wurde später Honorarprofessor in Kiel.

1943 hatte ich meine Habilitationsarbeit fertig und reichte sie bei meiner Berliner Fakultät ein – wo sie alsbald den Bomben zum Opfer fiel. Das zweite Exemplar gab ich meinem Vater nach Rehlfeld in den Tresor, es ging auf der Flucht mit dem Fuhrwerk verloren. Mein drittes und letztes Exemplar wurde von einem Patienten aus Hohensalza am 20. Januar 1945 auf der Flucht mitgenommen – er ist in Dresden in den Bombenhagel geraten. Ich habe meine Arbeit 1946 in Kiel noch einmal gemacht und mich mit ihr dort 1947 habilitiert.

Bromberg war für unsere Familie keine fremde Stadt und schon gar keine polnische Stadt: Hier hatten die Großeltern die erste Stadtmolkerei erbaut und bis 1928 selbst bewirtschaftet. Hier war meine allzu früh verstorbene Mutter zur Schule gegangen und in der Katholischen Pfarrkirche 1907 getraut worden. Im Hotel Adler hatten sie ihre Hochzeit gefeiert. Hier hatte sich mein Bruder Adolf seine erste Verletzung beim Überfahrenwerden geholt. Hier erlebte ich die erste elektrische Straßenbahn, den ersten Warenhausaufzug, das erste Weihnachtsmärchen im Theater. Alles hat mich sehr beeindruckt. Nicht zuletzt auch die Plastiken von Prof. Lepcke, der Sintflutbrunnen und die Bogenspannerin. An der Wiedereröffnung des Theaters mit Webers Freischütz habe ich 1939 teilgenommen.

Der „klügste Bromberger“ jener Zeit war für mich der Möbelgroßhändler Pfefferkorn, ein Patient von mir, welcher sich schon 1939/40 für alle Fälle einen Betrieb im Allgäu kaufte, weil er den Ausgang des Krieges voraussah. Wir anderen sahen zwar viel Entmutigendes, wie das unverantwortliche Handeln einzelner Funktionäre, aber erst die Entwicklung um und nach Stalingrad öffnete uns die Augen. Damals besorgte ich für meine Kinder und mich die Ahnenpässe. – Und wir taten unsere Pflicht bis zum bitteren Ende.



Der Barlewitzer See

„Dies war unsere schönste Reise!“

Nachdem schon vor zwei Jahren die bewährte Busreise ins Land unserer Väter, nach Westpreußen also, auch von Süddeutschland aus organisiert werden konnte, ermunterte ich auch für 2004 zu einer solchen Tour, die im Stuhmer Heimatbrief ausgeschrieben wurde, zu der ich aber auch im Bereich Passau und Fürstenzell – meinem Wohnort – die Werbetrommel rührte.

Mein Wunsch war es, immer mehr Reiselustigen unsere alte Heimat näher zu bringen, die nicht dort geboren sind und die überwiegend keinerlei Kenntnisse von Land und Leuten jenseits der Weichsel haben. Wie sich schon bei der vorigen Reise herausstellte, wussten viele der Mitfahrenden bisher nichts vom „Polnischen Korridor“, der einst so einiges von unserem Leben bestimmte, hatten keine Ahnung von Land und Leuten und konnten auch mit den Begriffen Haff oder Nehrung nichts anfangen. Seit dem Ende des Krieges wurden in der Schule offenbar Ost- und Westpreußen nicht behandelt.

Zwar konnte ich – zum Reiseleiter bestimmt – schon vor Beginn der großen Fahrt wichtige Informationen vermitteln und während der Busfahrt vertiefen, aber dennoch saßen etliche hoch interessierte Niederbayern im Bus, denen sich hier völlig neue Perspektiven öffneten.

Wie überwältigend war für alle – einstige Stuhmer und Bayern – schon der erste Anblick der gewaltigen Marienburg, als die Weichselniederung in Richtung Osten durchquert wurde. Dieser Eindruck faszinierte immer stärker, und in den Tagen unseres Aufenthaltes im Standquartier Hotel Zamek, Marienburg, trafen sich die Reisetilnehmer immer wieder am jenseitigen Nogatufer, um den Eindruck dieses imposanten Bauwerkes auf sich wirken zu lassen und natürlich im Bild festzuhalten.

Der Spaziergang auf dem Seesteg von Zoppot beim Ausflug nach Danzig und Umgebung hinterließ ebenfalls einen tiefen Eindruck, zumal etliche Mitreisende hier zum ersten Mal die Ostsee erblicken konnten. Dann aber der Besuch der Kathedrale von Oliva und vor allem das Erkunden der in aller Pracht wieder aufgebauten Hansestadt Danzig! Für uns Westpreußen immer wieder, immer erneut das bewegende Wiedersehen, für unsere mitreisenden Bayern wie ein Spaziergang durch eine Märchenwelt von ungeahnter Schönheit.

Und das in der Welt einmalige Erlebnis, mit dem Schiff über Wasser und Berge zu fahren, hatte man sich auch kaum in dieser herrlichen Form vorstellen können. Nicht satt sehen konnten sich alle Fahrgäste an der abwechslungsreichen Landschaft, kaum zu begreifen die alte Technik, mit der der Oberländische Kanal ausgestattet ist.

In Marienwerder konnte der Dom mit seinen Kunstschatzen besichtigt werden, und der Dansker, wohl das größte Plumpsklo der Welt, fand wegen seiner Architektur und seines Bestimmungszweckes große Bewunderung. Über Rehnhof, wo der Vorsitzende der deutschen Minderheit, Georg Lisewski, die Besucher schon begrüßte, ging es nach Weißenberg, wo die deutsche Minderheit beim Picknick zu Kaffee und Kuchen einlud. Die Informationen über die einstige Dreiländer-Ecke brachten für die Nicht-Westpreußen wiederum neue Erkenntnisse.

In Stuhm gab es einen weiteren kulturellen Höhepunkt. Es war nach frühzeitigen Verhandlungen gelungen, den ganz großartigen Chor „Amantes Cantare“ für ein Konzert in der früheren evangelischen Kirche zu gewinnen. Dieser überragende Klangkörper besticht durch fast unvergleichliche Leistungen und hinterließ einen besonders tiefen Eindruck. Als Vertreter der katholischen Kirche war Prälat Kurowski anwesend, und der Stuhmer Bürgermeister Leszek Tabor begrüßte sehr freundlich die Gäste aus Deutschland. Die Stadt selbst mit ihrer bezaubernden Lage zwischen den beiden Seen gefiel allen Besuchern.

Schon gute Tradition ist der Besuch der Försterei Ostrow Lewark, jetzt Wydry, wo in froher Runde nicht nur getafelt, sondern auch gesungen wurde.

Zum Besuchsprogramm gehörte auch der Ausflug nach Masuren, wo schon die wieder sehr ansehnliche Stadt Nikolaiken am Spirdingsee, auch Masurisches Meer genannt, Bewunderung erregte. Ziel der Fahrt war Krutinnen mit der Bootsfahrt auf der Krutinna, wo die einmalig schöne Flusslandschaft und die ebenso einmalige Stille genossen wurde.

Frauenburg mit seinem großen Dom wurde nach kurzem Aufenthalt in Elbing besucht und bewundert, bevor die Fahrt über das Frische Haff nach Kahlberg zur weiteren Attraktion wurde. So reihten sich großartige Eindrücke wie auf einer Schnur herrlicher Perlen aneinander. Und das Urteil zweier Mitreisenden aus Passau, die schon sehr viel von der Welt gesehen haben, spricht Bände: „Dies war unsere schönste Reise von allen!“ Kann man ein höheres Lob erwarten? Das Lob gilt unserer alten Heimat.

Nicht nur in Bayern wohnende Teilnehmer erfreuten sich an der großen Tour, sondern auch zwei aus Hamburg und Hannover angereiste Landsmänninnen sowie ein in Athen lebender Christburger. Selbst ein Schweizer Eidgenosse war staunend mit von der Partie. Der Busunternehmer Georg Nadolny selbst lenkte sein hochmodernes Fahrzeug wie immer souverän und auf das Wohl seiner Fahrgäste bedacht durch die Lande. So wurde auch diese große Reise zum ungetrübten Erlebnis.

Martin Teschendorff

Vom Pionier des Segelfluges

Zu meiner Stuhmer Kindheit war ein Flugzeug am Himmel eine Seltenheit, fast eine Sensation. Verkehrsflugzeuge bekamen wir nicht zu sehen. Aber ließ sich mal ein einmotoriges Sportflugzeug blicken, im Tiefflug gar, so dass man womöglich den Piloten und seinen Begleiter erblicken konnte, haben wir Kinder heftig gewinkt und meinten, unser grüßendes Geschrei wäre dort oben zu hören. Pilot und der mitfliegende Begleiter saßen ja in der offenen Maschine. Der Begleiter hatte seine Aufgabe als Beobachter, der beim Finden der Flugstrecke helfen sollte und in der Fliegersprache „Franz“ genannt wurde.

Hier will ich also von dem großen Flieger erzählen, den besonders wir Stuhmer und Kreis-Stuhmer nicht vergessen sollten. Von Ferdinand Schulz, der vor ungefähr 80 Jahren sogar Weltmeister im Segelflug wurde. Und was hat dieser Flieger mit unserem Heimatstädtchen Stuhm zu tun? Nach dem ersten Weltkrieg wurde er in Neumark, Kreis Stuhm, Lehrer, dachte aber immer noch an die Zeit, als er im Krieg als Pilot Einsätze flog. Nun war den Deutschen der Motorflug verboten. Die Faszination des Fliegens hatte er aber nicht verloren, und so erarbeitete sich der junge Lehrer im Dörfchen Neumark beharrlich erste Grundlagen für seine erneute Fliegerei. Er hatte viel handwerkliches Geschick und bastelte sich zunächst sogar ein einfaches Fluggerät zusammen. Für uns heute unvorstellbar, aus welchen Materialien: Besenstiele, Latten, Draht und Leinwand standen ihm zur Verfügung. In einem Schuppen in Neumark entstand also etwas, das einige Ähnlichkeit mit einem Segelflugzeug hatte. Damit brachte er immerhin einige Hopser zustande. Für den Flugbegeisterten natürlich nicht genug. Also ging er ans Werk, um sich ein weiteres Flugzeug zu bauen.

Ferdinand Schulz wollte dann mit diesem tatsächlich fliegenden Ding 1923 an einem Wettbewerb auf der Rhön teilnehmen, wo sich damals schon einige mutige Segelflieger in die Lüfte erhoben. Wegen technischer Unzulänglichkeiten wiesen ihn die Veranstalter aber ab. Er durfte mit seiner Eigenschöpfung, die man höhnisch „Bestenstielkiste“ nannte, nicht starten. Die Bezeichnung blieb seinem merkwürdigen Apparat erhalten, wurde aber schließlich mit einiger Ehrfurcht genannt.

Schulz transportierte also seine Besenstielkiste nach Rossitten auf der Kurischen Nehrung, wo Segelflieger gute Bedingungen für ihren schönen Sport gefunden hatten. Und hier gelang ihm mit seinem Eigenbau bei guter Thermik schon der grandiose Flug über fünf Kilometer. Das war in jener Zeit und mit dem so einfachen Gerät eine große Leistung.

Er beherrschte sein Segelflugzeug immer besser und flog in seiner Freizeit so oft wie möglich. So schaffte er es, mit seiner Besenstielkiste von Rossitten aus am 11. Mai 1924 acht Stunden und 42 Minuten oben zu bleiben, zu fliegen. Das war ein Weltrekord, der den Lehrer aus dem Kreis Stuhm weithin berühmt machte. Dem Dorfschullehrer gratulierte sogar der Reichspräsident Friedrich Ebert. Ein Foto, das den Weltmeister Ferdinand Schulz in seinem Flugzeug zeigt, war nicht nur in Kreisen der Segelflieger bekannt. Noch heute wird das Bild bewundert, wenn ehemalige Stuhmer ihre Heimatstadt und dort die Ausstellung in den von der Deutschen Minderheit gepflegten Räumen im ehemaligen Waisenhaus, zuvor Schloss des Deutschen Ritterordens, besuchen. Dort hat das Bild des erfolgreichen Fliegers einen Ehrenplatz. Übrigens holte sich der leidenschaftliche Segelflieger noch weitere Rekorde, sogar Weltrekorde. Sein Flugzeug wurde nachgebaut, und eine Besonderheit dabei zunächst übernommen: Eine Strebe, die von der Tragfläche schräg zum Bug der Besenstielkiste führte, also dicht vor dem Kopf des Piloten, wie man es auch auf dem erwähnten Foto sieht. Unsanfte Landungen waren ja nicht selten. Leicht konnte der Pilot dabei mit dem Kopf dagegen prallen. So wurde dieses Modell wegen der gefährlichen Leiste auch als „Schädelspalter“ bekannt.

Vielleicht war es auch der Ruhm, der dem erfolgreichen Segelflieger eine Lehrerstelle in Marienburg verschaffte. In dem Marienburger Vorort Willenberg fand Ferdinand Schulz ein gutes Übungsgelände. Von dem Steilhang über der Nogat konnten geübte Segelflieger zu längeren Flügen starten. Die sanften Hügel davor wurden viele Jahre lang für die ersten kurzen Starts mit den Hängegleitern für die Anfänger genutzt. Dieses Segelfluggelände haben die nachfolgenden Flugsportler also auch dem Weltrekordler Ferdinand Schulz zu danken.

Der Motorflug wurde den Deutschen wieder erlaubt, und die ersten einmotorigen Zweisitzer erhoben sich auch vom Willenberger „Flugplatz“ in die Lüfte. Natürlich auch immer wieder mit Ferdinand Schulz am Steuerknüppel. So baten die Marienburger Flieger ihr Vorbild, eine besondere Aufgabe zu übernehmen. Bei der Einweihung des Kriegerdenkmals in Stuhm sollte er vom Flugzeug aus einen Kranz abwerfen, den die Marienburger Flieger gestiftet hatten. Dieses Ereignis, die Ehrenrunde, sollte die Feierstunde mit den vielen Teilnehmern auf besondere Art bereichern. Als Begleiter und „Beobachter“ flog Bruno Kaiser mit.

An diesem 16. Juni 1929 war ich gerade vier Jahre alt, aber natürlich sehr darauf aus, das Flugzeug zu sehen, aus dem der Kranz abgeworfen werden sollte. Zunächst standen wir bei dem neuen Denkmal, aber im Menschengewühl. Mit meinen Geschwistern lief ich also schnell vom

Bismarckplatz die Friedrich-Ebert-Straße – so hieß sie damals noch – entlang zum Marktplatz, der menschenleer war und von dem wir das Flugzeug viel besser sehen konnten als in dem Menschengewimmel.

Ich kann mich noch genau erinnern, was dann geschah: Gerade, als ich meinen Geschwistern den Marktplatz erreichte und bei dem Haus mit dem Geschäft von Paul Baumgart um die Ecke rannte, war das Flugzeug zu hören. Aber Welch Schrecken erfasste uns drei Kinder. Der Motor setzte aus und mit gewaltigem Knall stürzte das Flugzeug mit Ferdinand Schulz und seinem Fliegerkameraden Bruno Kaiser etwa vor dem Laden von Albrecht zu Boden.

Die vielen Teilnehmer der Einweihungsfeier waren entsetzt und stürmten zum Marktplatz. Darunter natürlich meine Eltern, die sich um ihre drei Kinder sorgten. Waren die doch kurz zuvor dorthin gelaufen. Es gibt noch alte Fotos, die die Absturzstelle zeigen. Übrigens war nach dem Unglück die kleine Fahnenstange auf dem Erker des Rosenthalschen Geschäftshauses verbogen. Sie muss also noch von dem stürzenden Flugzeug berührt worden sein. Auch in der Nähe des katholischen Pfarrhauses lagen auf der Straße einige Teile des Motors. Die Maschine muss bei dem Flugmanöver offenbar schon beschädigt gewesen sein.

Unser Stuhmer Heimatbrief zeigt in der Ausgabe Nr. 43 zum hundertsten Geburtstag von Ferdinand Schulz am 18.12.1992 den Gedenkstein, der „Dem Pionier des Segelfluges“ an der Absturzstelle errichtet wurde. Da dieses Denkmal für die beiden Flieger nach 1945 entfernt wurde, gibt es Bestrebungen, wenigstens an der Ostseite der evangelischen Kirche eine Gedenktafel anzubringen. Bisher fehlen jedoch noch die Mittel dafür. Aber ebenfalls im Stuhmer Heimatbrief vom Dezember 1992 ist der Grabstein für Ferdinand Schulz abgebildet, der heute noch in Heilsberg/Ostpreußen steht.

In Fliegerkreisen wird immer noch des einstigen Segelflug-Weltmeisters gedacht. Auch wir Stuhmer wollen ihn nicht vergessen.

Martin Teschendorff-Stuhm

Christburg im Goldrausch

Das Jahr 1856 war für Christburg sehr denkwürdig. Sieben junge Männer suchten ihr Glück im Spiel, genauer gesagt bei der Preußischen Klassenlotterie. Sie kauften sich jeder ein Achtel Los und alle gemeinsam bezahlten das 8. Achtel. Die Glücksgöttin meinte es gut mit ihnen; denn ihre Losnummer wurde der Hauptgewinn. Heute würde man sagen, sie knackten den Jackpott. Insgesamt 105 000 Goldmark konnten sie gewinnen. Das war eine unfassbar riesengroße Summe. Jeder der glücklichen Sieben bekam demnach 15000 Goldmark.

Den Gewinn mussten sie von der Regierungshauptkasse in Marienwerder abholen. Das war damals gar nicht so einfach; denn öffentliche Verkehrsmittel gab es noch nicht. Sie benutzten dazu einen mit Planen abgedeckten Leiterwagen. Da der Weg doch recht weit war, übernachteten sie in Tiefenau. Am nächsten Tag nahm man dann den Geldsegen in Empfang und verstaute ihn in einem Tönnchen.

Als sie nun wieder nach Christburg zurückkamen, blies ein Postillion auf dem Marktplatz in sein Horn und verkündete lauthals die Ankunft der Neureichen. Einer der Glücksritter war nicht nur finanziell reich geworden, er hatte auch in Tiefenau in der Gastwirtstochter auch noch sein Glück fürs Leben gefunden.

Was sollten sie nun mit ihrem überraschenden Reichtum anfangen? „Wer nichts wird, wird Wirt“ mögen sie gedacht haben. So erwarben sie an allen vier Marktseiten Gebäude, die sie zu Gasthäusern ausbauten. „Zum Goldenen Tönnchen“ war eins davon, ein anderes war „Zum Goldenen Stern“. Ein drittes hieß „Zur Goldenen Kugel“. Das war später das Deutsche Haus. Die vierte Gaststätte war „Der Weiße Schwan“. Ein anderer versuchte sich mit einem Getränkegroßhandel.

Zwei Gewinner betätigten sich nicht in dieser Branche. Sie investierten in die Ausbildung ihrer Kinder. Langfristig gesehen war das der beste Weg. Wie sich der plötzliche Reichtum später ausgewirkt hat, wird nicht mehr berichtet. Aber Aufsehen hat er allemal hervorgerufen und sicherlich auch viele Nachahmer gefunden.

Den handschriftlichen Aufzeichnungen der Frida Stoll, geb. Zimbehl entnommen

Glückliche, geborgene Kindheit – verlorene Heimat der Väter...

Erinnerungen

Mit der Fähre über die Nogat

Meine Eltern hatten verwandtschaftliche Beziehungen in das Oberwerder. Jeder, der dort gewohnt hat, weiß, dass dieser Teil des Werders den Zipfel des Nogat-Weichseldeltas bildet und von Weichsel und Nogat nach Osten und Westen und von der Eisenbahnlinie Marienburg-Dirschau in etwa begrenzt wird. Die Ostbahn führt von Königsberg nach Berlin, indem sie, über die Brücken der beiden großen Ströme führend, schon seit dem vorigen Jahrhundert das fruchtbare Weichselland durchheilt. Sie lässt das flache Lösland linker Hand liegen. Zur Rechten sehen wir ins Mittel- bzw. Unterwerder mit den vielen Entwässerungsgräben, die notwendig sind, um das unter dem Meeresspiegel liegende Land nutzbar zu machen. Durch den Fleiß der deutschen Menschen wurde es dem Flußwasser abgerungen. Überhaupt zeugt das ganze Werder, beidseitig eingedeicht, von der Arbeit vieler Generationen dort einheimisch gewordener Bauern- und Handwerkerfamilien aus dem westlichen Europa. Immer mussten sie sich beweisen, nicht nur im Kampf gegen das Wasser, sondern auch im Sichbehaupten gegenüber dem slawisch-polnischen Kulturkreis, der an der mittleren Weichsel sein Siedlungsgebiet hatte. Für die kinderreichen Familien drängte er immer weiter nach Nordwesten, suchte günstige Lebensbedingungen. Er nahm gern urbar gemachtes Land mit in Besitz. Aus dieser fruchtbaren Gegend stammten meine Eltern. Der Versailler Vertrag von 1919 hatte eine Grenze gezogen, die, an den Nogatufeln hin und her hüpfend, nunmehr diesen westpreußischen Höhenrücken vom Werder staatlich abschnitt.

Jedes Jahr spannte Vater den kleinen Wagen an, und die Eltern fuhren mit dem Einspanner „ins Werder“. Später, in den dreißiger Jahren, wurde er schon durch ein eigenes Auto abgelöst. Zunächst ging es nur geradewegs von Deutsch Damerau zu den Geschwistern nach Klein Montau an der Weichsel, später auch zu Besuchen in die Mennoniten-Dörfer im Unterwerder, wo Mutters Verwandte wohnten.

Los ging es! Pferdchen war gut im Futter, der Wagen, wie immer bei Vater, in bester Ordnung. Mutter hatte sich praktisch und nett angezogen. Sie saß immer links, Vater immer rechts (anders als heute in unseren Autos). Ich musste hinten auf dem Rücksitz sitzen.

Die Klappe war tiefgestellt, ein Riemen verband beide Seiten, damit die „Marjell“ nicht hinunterfallen konnte. Die Fahrt begann frühmorgens, denn man wollte am Abend wieder zurück sein. Mir bekannte Dörfer zogen vorbei. Bald war über Kiesling auch schon Stuhm erreicht. Durch Wälder und über typische Landwege erreichten wir den Fährübergang Kittelsfähre-Wernersdorf schneller, als wir es geglaubt hatten.

Unser liebevoll „Pferdchen“ genanntes Kaltblutpferd war eine große hellbraune Stute mit einer langen Blesse von der Stirn bis zu den Nüstern. Ihre blonde Mähne und ihr heller Schweif waren Vaters ganzer Stolz. Ab Stuhm hatte sie es leichter, es ging nun die Höhe hinab. Der Landrücken war von der Nogat gewichen und ließ dann bei Uschnitz, wo die Vorflutgräben wieder notwendig waren, den Menschen bei Kittelsfähre die Möglichkeit, sich über die Nogat ins Werder ziehen zu lassen.

Die Furt muß schon über etliche Jahrhunderte genutzt worden sein. Alte Landkarten zeigen diese Stelle als Übergang des Handelsweges von Mitteleuropa nach dem Osten bis weit nach China hinein. Handels- und Kaufmannstrecks zogen auch mit Bernstein beladen von Danzig hier über diese Nogat-Fähre zu den anderen Hansestädten. Alte Bodenfunde im Oberwerder beweisen, dass römische Waren, wie Schwerter und Gebrauchsgegenstände auch schon im Werder gehandelt wurden.

Vater war der Weg nach Kittelsfähre bekannt. Die interessantesten Tatsachen habe ich bei dieser Fahrt aus seinem Munde erfahren. Ich fragte nach den Deichen, wollte wissen, wie und wann sie gebaut wurden und warum in Marienburg nur auf der Werderseite einer ist. Ich wollte wissen, wie das mit der Fähre funktionierte, wo die Glocke angeschlagen werden musste, damit das „Hol über“ eingeleitet werden konnte.

Vater begrüßte die Fährleute freundlich, während sie die Ketten wegschoben und die Auffahrt frei machten. Er fuhr auf den Ponton, gab Mutter die Zügel in die Hand und stieg ab. Man kannte sich von früher. Er reihte sich bei den Fährleuten ein, die je ein Fährholz in der Hand hatten und an der Stahltrasse zogen. Es sah wirklich so aus, als zögen die Männer, unter ihnen Vater, das Nogat-Seil aus der Strömung heraus, aber in Wirklichkeit zogen sie mit ihm den Schwimmkörper hinüber.

Der Spaß dauerte nicht lange. Ein neues Erlebnis wirkte auf mich ein. Auf der Danziger Seite standen die Wernersdorfer Fischerfrauen und boten ihren Fang an. „Oh, was für schöne Aale, ganz frisch geräuchert!“ Ich kannte den Genuß noch nicht, aber Mutter kaufte und bezahlte. Die Frauen in dörflicher Kleidung wollten keine Danziger Gulden, „Pomuchelsköpp“, sagten sie, „Reichsmark bitte!“ Goldgelb und noch warm vom Rauch waren die Aale. Mutter schnitt ein Stückchen ab, aber das Fett des Fisches schmeckte mir nicht.

Der Zoll auf beiden Seiten war schnell zufriedengestellt, denn die Reisepässe waren in Ordnung. Bei den Deutschen gab es sowieso keine Schwierigkeiten. Die Polen aber, die auch in der Freien Stadt Danzig die Bahn-, Post- und Zollhoheit innehatten, taten oftmals so, als ob sie misstrauisch gegenüber den Leuten aus dem Kreis Stuhm seien, für sie waren wohl alle Schmuggler.

Dann ging es, jetzt schon auf Danziger Gebiet, weiter nach Wernersdorf hinein, den Weg durch die Kampen nehmend. Eigenartigerweise ging es hier nicht auf den Damm, auch der Damm hatte eine Furt. „Was machen die Menschen mit dieser Lücke im Damm, wenn das Hochwasser kommt?“ fragte ich.

Vater erzählte, dass sein Großvater hier im Bereich Wernersdorf einst, Mitte des 19. Jahrhunderts, ein angesehener Deichgeschworener war. Sein Obelisk steht noch heute auf dem evangelischen Friedhof in Wernersdorf. Die Wasser, Frühjahrs- und Sommerhochwasser und besonders der Eisgang auf den Flüssen, brachten sehr oft Probleme mit sich, auch weil bis 1772 die Ordensdämme „aufgebraucht“ waren. Erst nachdem die Preußen wieder da waren, die Franzosen geschlagen waren, konnten Nogat und Weichsel wieder gebändigt werden. Doch da waren meinem Urgroßvater im Kampf mit dem Wasser die Kräfte schon erlahmt, er starb 1870. Er starb, ohne die Industrialisierung des Werders zu erleben. Als die Nogat zu einem ruhigen Gewässer geworden war, konnte die Lücke im Damm geduldet werden.

Vater lenkte den kleinen Wagen nach links hinüber. Es waren Kopfsteine, die das Fahren nun mit ihrer „Musik“ begleiteten. Die Dörfer Klossowo und Zigahnen zogen an uns vorbei. „Was Namen! Und Wernersdorf!“ sagte ich.

„Werner von Orseln war ein kluger Hochmeister. Er gab den Dörfern die Namen auch nach ihrer Wertigkeit. Viele Dörfer behielten ihre alten Namen, so auch Deutsch Damerau. „Damerau“ heißt soviel wie „Eichwald“, und „Deutsch“ heißt es, weil nach den Kämpfen gegen die Pomesanen viele Dörfer freie Landflächen und damit Platz für deutsche Siedler hatten. Sicher hat der Hochmeister seinen Namen gegeben, weil er den Fährübergang nach Danzig hin für die Kaufleute für so wichtig hielt und sie wissen sollten, dass sie sich im Ordensland befanden.“

Weiter ging es durch das fruchtbare, ebene Lößgebiet. Mutter wollte gern auf der Dammkrone fahren, um besser sehen zu können und weil Klein Montau doch einen Vordeich, also zwei Dämme, hat, der Flutgefahren der letzten Jahre wegen. Die schräge Auffahrt wurde gesucht. Es ging immer eine nach links und eine nach rechts hoch.

Bald war Klein Montau erreicht. Tante Christel hatte uns kommen sehen. Der Gutsgarten grenzte an den Innendeich. Es war nur ein Landweg dazwischen. Meine Cousine und ich liefen dann später den Weg entlang.

Ich wollte einfach den Deich hinaufklettern, wie ich es bei den Willenberger Steilabhängen auch gemacht habe. „Nein“, sagte Margot, das darf man nicht tun! Man könnte den Deichlehmkern beschädigen, und dann frisst sich das Hochwasser den Weg in das Werder. Menschen, Tiere und das Land wären der Vernichtung und dem Untergang preisgegeben!“ Das wollte ich auch nicht, und so nahmen wir den vorgeschriebenen Weg zum Deichkuppenpfad.

Wir liefen und liefen, barfußig, den Staub aufwirbelnd. Der Wind zerzauste unsere Haare und ließ die Glockenröckchen fliegen. Lachend blieben wir stehen, fassten uns über Kreuz bei den Händen, drehten eine „Mühle“, rannten weiter, lachten, und immer wieder eine längere, schnellere Drehung...

Glückliche, unbeschwerte, behütete Kindheit...Keiner hätte je an ein solches Ende gedacht!

Der Tag war schnell dahin. Der Wagen wieder bespannt. Winken, winken...Die Cousinen sahen sich schon am Tag darauf in der Marienburger Luisenschule wieder – nach dem Kriegsende niemals mehr...

Doch die Gefahr, vor der der Deich schützen sollte, wollte mir nicht mehr aus dem Kopf gehen. Ich nahm erst viele Jahre später durch Theodor Storms „Schimmelreiter“ den Hauke-Haien-Faden wieder auf. Erfuhr auch aus dem Marienburger Heimatbuch von dem Deichhauptmann, der durch deutschen Fleiß und Treue das Werder mit seiner Bevölkerung vor den Fluten retten konnte. Nunmehr verbinde ich, fern von der Heimat, meine heutigen Kenntnisse mit dem Wissen um meinen Urgroßvater, besonders wenn ich bei Heimatreisen in stillem Gedenken vor der Familien-Stele verweile. Johann Jakob Napromski hieß er. In seinem Namen steckt der Beruf des Fährmanns. Sein Amt ehrt ihn, auf dem Obelisk in Granit geschlagen folgender Spruch: „Das Gedächtnis des Gerechten bleibt im Segen“ Spr. 10,7. Trotz des slawischen Namens haben wir Napromskis unseren deutschen Charakter stets bewiesen.

*Dorothea Mey
geb. Napromski*

Die Mennoniten – Meine Vorfahren

Nach Hans Otto Bartel

Nach dem Konversationslexikon sind Mennoniten Anhänger einer auf den Gründer Menno Simons zurückgehenden vorreformatorischen Kirchenbewegung, heute evangelische Freikirche, die sich für die Erwachsenentaufe, Wehrfreiheit und Toleranz einsetzt. Diese Kirche ist in der schlichten Gestaltung des Gottesdienstes am ehesten mit der evangelisch-reformierten Kirche zu vergleichen. Ihr Verbreitungsgebiet ist neben den Ursprungsländern Holland und Schweiz die norddeutsche Tiefebene mit dem größten geschlossenen Siedlungsgebiet in den Weichselniederungen für die holländische Gruppe, für die aus der Schweiz stammende der süddeutsche Raum mit dem Schwerpunkt Württemberg. Sekundäre Siedlungsgebiete sind Südrussland, USA (Kansas) und in letzter Zeit Westkanada (British Columbia und Alberta), ferner Brasilien und Uruguay.

Die Anzahl der Mennoniten wird auf weniger als eine Million geschätzt, davon leben mehr als die Hälfte in Übersee. In ihren Ursprungsländern sind sie als sogenannte Wiedertäufer bekanntgeworden und haben als solche Verfolgung erlitten, die schließlich Ursache ihrer Auswanderung waren. Ihre Geschichte ist eng verquickt mit den Bauernkriegen (Bundschuh) und dem Namen des Freiheitskämpfers Thomas Münzer.

Bezeichnend ist, dass sich die Mennoniten über Jahrhunderte hinweg als freie Bauern erhalten haben, weil sie aus religiösen Gründen jede Abhängigkeit, insbesondere die vom Staat, ablehnten. So weigerten sie sich z. B. auch, Beamte oder Politiker zu werden. Die Namen der mennonitischen Einwanderer, die in einer gewissen religiösen Abkapslung lebten, sind heute noch als solche zu erkennen und lassen vielfach auf Herkunft und Siedlungsgebiet schließen. Für unsere westpreußische Heimat waren u. a. folgende Namen charakteristisch: Andres, Janzen, Wiehler, Wissen, Tjarth, Dirksen, Clasen, Cornelsen, Penner, Töws, Fieguth, Knels, van Lessen, Foth, Bartel.

Die Mennoniten haben im westpreußischen Raum als ehemals holländisch-friesische Einwanderer unter verschiedenen nationalen Oberhoheiten eine Anlehnung an deutsche Bevölkerungsgruppen vollzogen, wobei die religiöse Frontstellung evangelisch-mennonitisch-niederdeutsch gegenüber katholisch-polnisch eine dominierende Rolle gespielt haben mag. Immer haben sie ihre nationale Unabhängigkeit und religiöse Freiheit in den Vordergrund gestellt. In der Frage der Wehrfreiheit gerieten sie dadurch in ständigen Konflikt zur preußisch-deutschen Staatsraison.

Während Friedrich der Große die Mennoniten widerstrebend tolerierte, da „jeder nach seiner Façon selig werden sollte“, stellte die Verkündung der allgemeinen Wehrpflicht unter Wilhelm I. im Jahre 1867 die

Mennoniten unter die Gewissensfrage, ihre Wehrfreiheit aufzugeben oder auszuwandern. In dieser Konfliktsituation begaben sich fünf westpreußische mennonitische Älteste, darunter mein Urgroßvater Peter Bartel, zu „ihrem König“, um von ihm Hilfe in ihrer Gewissensnot zu erbitten. Der handschriftliche Bericht meines Urgroßvaters, der noch heute im Familienbesitz ist und in keinem Archiv vorliegt, schildert die Besuche bei vielen Ministern, unter anderem dem Kriegsminister von Roon, dem Kronprinzen (später Friedrich III.) und schließlich die Audienz bei König Wilhelm I., dem späteren deutschen Kaiser.

„...da eilten wir schleunig zu unserem Logis und schickten uns zu dem wichtigen Akte und reisten in Gottes Namen zu des Königs Palais, wo wir nun von der Dienerschaft durch mehrere Prachtzimmer in den Empfangssaal gelangten, allwo wir durch einen Adjutanten aufgestellt und gemustert wurden; darauf stellte sich der Adjutant an eine Flügeltür und fasste mit jeder Hand einen Türgriff und sah sehr emsig unverwandt durch eine kleine Öffnung; es dauerte eine ganze Weile, mit einmal riß er beide Flügeltüren auf und trat sehr schnell zurück und – der König – mit seinem diensttuenden Adjutanten trat ein! Blitzschnell stand S. Majestät vor uns und redete mit uns mit sanften Worten an: „Kinder, was wünscht Ihr?“

Während einer Audienz beim Kriegsminister fragte dieser meinen Urgroßvater: „Was haltet Ihr denn von unsereinem, der die Waffen des Krieges führt, hinsichtlich Seligwerden?“ Die diplomatische Antwort war, die Mennoniten hätten es gewissermaßen mit der Muttermilch eingesogen, dass Krieg führen und Töten eine Sünde sei, während Exzellenz und seinesgleichen von ihren Vorfahren übernommen hätten, Staat und Volk zu verteidigen. Worauf von Roon sagte: „Gut, dann lassen Sie mich ja auch noch in den Himmel!“ Der Kriegsminister und Kronprinz Friedrich erwirkten dann die Audienz beim König, die Bismarck ihnen versagt hatte. (Später erhielt mein Urgroßvater als Deichgraf beim Hochwasser von 1878 den Kgl. Preußischen Hausorden von Wilhelm I.) Den Mennoniten aber wurde in der Folge durch Kabinettsorder von 1868 zugebilligt, als Sanitäter Dienst zu tun, doch mussten sie das Seitengewehr tragen, das „zu des Königs Rock gehört“. Damit waren sie zum größten Teil zufrieden; eine kleine, strenggläubigere Gruppe aber sah auch hierin einen Gewissenszwang und wanderte nach Südrußland aus, wo an der Wolga, in der Ukraine und auf der Krim seit den Tagen Katharinas der Großen geschlossene Siedlungsgebiete der Mennoniten bestanden, die von ihr nationale und religiöse Freiheit für alle Zeiten zugesichert bekommen hatten. Die russische Revolution 1917 machte aber diesen Freiheiten bekanntlich ein jähes Ende.

In den Jahrzehnten nach 1868 waren die Mennoniten in Westpreußen einer Assimilierung an den preußischen Geist ausgesetzt, so dass sie vom Ersten zum Zweiten Weltkrieg immer weniger von dem Sonderrecht

des Sanitätsdienstes Gebrauch machen und, wie auch ich, als Soldaten und Offiziere der Armee beitraten. Übriggeblieben war lediglich die Freistellung von der Eidespflicht, die auch im nationalsozialistischen Staate als Privileg erhalten blieb, wobei das Ehrenwort an Stelle der Vereidigung abgenommen wurde, getreu der Vorschrift: Deine Rede sei ja, ja – nein, nein, und was darüber ist, das ist von Übel.

Nach dem letzten Weltkrieg sind die Mennoniten vielen notleidenden Menschen durch die „Mennoniten-Speisungen“ für Kinder, Studenten und Alte ein Begriff geworden. Sie wurden ohne Ansehen der Konfession „in the name of Christ“ gegeben.

Das Mennonitentum versteht sich heute als eine Gruppe von Menschen, die aus ihrer Geschichte heraus für den Frieden und für die persönliche Freiheit, für Toleranz und Hilfe an der Menschheit eintreten, die aber selbst als „Wanderer zwischen den Welten“ in die Geschichte eingegangen sind und vielleicht zu denen gehören, die Vorläufer der „Weltbürger“ werden können.



Hotel „Königlicher Hof“
 Besitzer: ~~Mikol Dreyer~~
 Stamm Wpr., Marienwerderstr. 59, Telephon 7.

Erstes Haus am Plage

Behagliche Fremden- und Gesellschaftsräume
 Bad im Hause
 Erstklassige Küche / Gepflegte Weine / Auswärtige Biere

Große Einfahrt Autounterkunft



Mennoniten unter die Gewissensfrage, ihre Wehrfreiheit aufzugeben oder auszuwandern. In dieser Konfliktsituation begaben sich fünf westpreußische mennonitische Älteste, darunter mein Urgroßvater Peter Bartel, zu „ihrem König“, um von ihm Hilfe in ihrer Gewissensnot zu erbitten. Der handschriftliche Bericht meines Urgroßvaters, der noch heute im Familienbesitz ist und in keinem Archiv vorliegt, schildert die Besuche bei vielen Ministern, unter anderem dem Kriegsminister von Roon, dem Kronprinzen (später Friedrich III.) und schließlich die Audienz bei König Wilhelm I., dem späteren deutschen Kaiser.

„...da eilten wir schleunig zu unserem Logis und schickten uns zu dem wichtigen Akte und reisten in Gottes Namen zu des Königs Palais, wo wir nun von der Dienerschaft durch mehrere Prachtzimmer in den Empfangssaal gelangten, allwo wir durch einen Adjutanten aufgestellt und gemustert wurden; darauf stellte sich der Adjutant an eine Flügeltür und fasste mit jeder Hand einen Türgriff und sah sehr emsig unverwandt durch eine kleine Öffnung; es dauerte eine ganze Weile, mit einmal riß er beide Flügeltüren auf und trat sehr schnell zurück und – der König – mit seinem diensttuenden Adjutanten trat ein! Blitzschnell stand S. Majestät vor uns und redete mit uns mit sanften Worten an: „Kinder, was wünscht Ihr?“

Während einer Audienz beim Kriegsminister fragte dieser meinen Urgroßvater: „Was haltet Ihr denn von unsereinem, der die Waffen des Krieges führt, hinsichtlich Seligwerden?“ Die diplomatische Antwort war, die Mennoniten hätten es gewissermaßen mit der Muttermilch eingesogen, dass Krieg führen und Töten eine Sünde sei, während Exzellenz und seinesgleichen von ihren Vorfahren übernommen hätten, Staat und Volk zu verteidigen. Worauf von Roon sagte: „Gut, dann lassen Sie mich ja auch noch in den Himmel!“ Der Kriegsminister und Kronprinz Friedrich erwirkten dann die Audienz beim König, die Bismarck ihnen versagt hatte. (Später erhielt mein Urgroßvater als Deichgraf beim Hochwasser von 1878 den Kgl. Preußischen Hausorden von Wilhelm I.) Den Mennoniten aber wurde in der Folge durch Kabinettsorder von 1868 zugebilligt, als Sanitäter Dienst zu tun, doch mussten sie das Seitengewehr tragen, das „zu des Königs Rock gehört“. Damit waren sie zum größten Teil zufrieden; eine kleine, strenggläubigere Gruppe aber sah auch hierin einen Gewissenszwang und wanderte nach Südrußland aus, wo an der Wolga, in der Ukraine und auf der Krim seit den Tagen Katharinas der Großen geschlossene Siedlungsgebiete der Mennoniten bestanden, die von ihr nationale und religiöse Freiheit für alle Zeiten zugesichert bekommen hatten. Die russische Revolution 1917 machte aber diesen Freiheiten bekanntlich ein jähes Ende.

In den Jahrzehnten nach 1868 waren die Mennoniten in Westpreußen einer Assimilierung an den preußischen Geist ausgesetzt, so dass sie vom Ersten zum Zweiten Weltkrieg immer weniger von dem Sonderrecht

des Sanitätsdienstes Gebrauch machen und, wie auch ich, als Soldaten und Offiziere der Armee beitraten. Übriggeblieben war lediglich die Freistellung von der Eidespflicht, die auch im nationalsozialistischen Staate als Privileg erhalten blieb, wobei das Ehrenwort an Stelle der Vereidigung abgenommen wurde, getreu der Vorschrift: Deine Rede sei ja, ja – nein, nein, und was darüber ist, das ist von Übel.

Nach dem letzten Weltkrieg sind die Mennoniten vielen notleidenden Menschen durch die „Mennoniten-Speisungen“ für Kinder, Studenten und Alte ein Begriff geworden. Sie wurden ohne Ansehen der Konfession „in the name of Christ“ gegeben.

Das Mennonitentum versteht sich heute als eine Gruppe von Menschen, die aus ihrer Geschichte heraus für den Frieden und für die persönliche Freiheit, für Toleranz und Hilfe an der Menschheit eintreten, die aber selbst als „Wanderer zwischen den Welten“ in die Geschichte eingegangen sind und vielleicht zu denen gehören, die Vorläufer der „Weltbürger“ werden können.



Hotel „Königlicher Hof“
 Besitzer: ~~Wired~~ **Dreyer**
 Stuhm Wpt., Marienwerderstr. 59, Telephon 7.

Erstes Haus am Plage

Behagliche Fremden- und Gesellschaftsräume
 Bad im Hause
 Erstklassige Küche / Gepflegte Weine / Auswärtige Biere

Große Einfahrt Autounterkunft

Raubüberfall in Tiefensee

Ein dreiviertel Jahrhundert ist nun schon vergangen, seit ich im Oktober 1930 durch die Heirat mit dem Oberlandjäger Gustav Löwrick zur „Landjägersfrau“ wurde. Was das im einzelnen für mich bedeutete, das sollte ich erst im Lauf einer langen „Dienstzeit“ erfahren.

Mein Mann leitete seit 1926 den Gendarmerieposten in Tiefensee, Kreis Stuhm, und war außer für Tiefensee auch für die Dörfer Gr. und Kl. Teschendorf, Oberteschendorf, Linken sowie für Blonaken und Gr. und Kl. Baalau zuständig. Dieser flächenmäßig große Bezirk musste anfangs der dreißiger Jahre noch mit dem Fahrrad „bereist“ werden, ein Dienstfahrzeug gab es nicht. Erst Jahre später wurde vom Fiskus für den dienstlichen Gebrauch eines Privatwagens eine geringe Entschädigung gezahlt. Schäferhund und Karabiner waren des Landgendarmen ständige Begleiter.

Die während der Abwesenheit meines Mannes eingehenden Telefonanrufe hatte ich entgegenzunehmen und den Inhalt kurz aufzuzeichnen. In dringenden Angelegenheiten musste ich meinem Mann sofort Nachricht geben. Das war leichter gesagt als getan. Da ich anfangs die Dörfer des südlichen Kreisgebietes und die telefonischen Verbindungsmöglichkeiten dorthin noch nicht so gut kannte, musste ich die Leiterin der Postagentur in Tiefensee, Frau Schmökel, häufiger um Hilfe bitten. Diese kannte die entsprechenden Möglichkeiten und stellte die erforderlichen Verbindungen her, damals noch mit stöpselndem Handbetrieb.

Des öfteren war mein Mann allein deshalb im Kreisgebiet unterwegs, weil fahrende Zigeuner von einem Gendarmeriebeamten durch dessen Bezirk begleitet werden mussten. So zuckelte der Beamte unlustig und missmutig mit dem Fahrrad viele Kilometer hinter den Wagen mit den langsam, meist im Schritt gehenden Zigeunerpfördchen her. Wenn noch Rast eingelegt wurden, so dauerte das einen ganzen Tag. Welcher Polizeibeamte des Jahres 2007 kann sich das wohl vorstellen?

Eine Landjägersfrau von Anno dazumal war aber nicht nur –unbezahlte– Telefonistin im Staatsdienst; da im Dienstzimmer des Hauses alle amtlichen Vorgänge erledigt wurden, musste dieses auch gereinigt werden; natürlich von der Frau des Landjägers, ebenfalls als unbezahlte Putzfrau. Damit nicht genug. Nachdem ein „Erste-Hilfe-Kasten“ im Haus installiert worden war, musste die Landjägersfrau auch die Aufgaben einer Rotkreuz-Helferin übernehmen. Bald schon hatte ich mich in dieser Rolle zu bewähren. Bei einem zeitlich etwas ausgedehnten Einkauf von Blonaker Einwohnern in Christburg kippte der voll beladene Wagen bei der Rückfahrt nach etwas hartem Einschlagen gerade vor dem Hause des Gendarmeriepostens um. Die Insassen fielen in den Graben, während das Pfördchen von sich aus munter den Weg nach Blonaken

fand; vielleicht deshalb, weil es darin geübt war. Ich versorgte nun die Betroffenen, säuberte sie selbst und ihre Bekleidung, und am Ende half ein Schnaps allen Beteiligten über den Schreck hinweg. Die Angehörigen waren in der Zwischenzeit durch das Auftauchen des Pferdes ohne Wagen und Insassen auf einen möglichen Unfall vorbereitet und zu uns nach Tiefensee geeilt. Sie waren überglücklich, die schon verloren geglaubten Familienangehörigen einigermaßen wiederhergestellt vorzufinden. Ein Sack Hühnerfutter für die so bemühte Landjägersfrau war am anderen Tag der Dank der „Betreuten“.

Das weitaus aufregendste Ereignis in meiner „Laufbahn“ als Landjägersfrau ereignete sich in den Wintermonaten des Jahres 1932, ein Raubüberfall in Tiefensee.

In einer Nacht war das am Wald liegende Gehöft der Geschwister Szyliński überfallen worden. Die Räuber hatten eine Fensterscheibe eingeschlagen und waren in das Haus eingedrungen. Dort schrien sie nach Geld und bedrohten die Geschwister Johannes, Richard und Euphémie Szyliński. Die Brüder hatten den Lärm gehört, waren aus den Betten gesprungen und hatten nach Äxten gegriffen, um sich selbst und ihr Eigentum zu verteidigen. Als sie auf die Räuber stießen, streckten diese mit rücksichtsloser Brutalität Johannes Szyliński mit einem Bauchschuß nieder. Die Schwester Euphémie war in den Stall gerannt und hatte sich zwischen den Ochsen versteckt. (Im Dorf war das Gerücht umgegangen, dass bei den Ochsen ein Eimer mit Goldstücken versteckt sei.) Richard Szyliński war aus dem Fenster gesprungen und zum benachbarten Bauern Katschewski gelaufen, um Hilfe zu holen. Von dort ritt ein Sohn des Bauern in schnellstem Galopp zur Gendarmerie. Ein telefonischer Hilferuf war nicht möglich, da die Postagentur ab 20 Uhr nicht mehr besetzt war.

Mein Mann und ich wurden durch lautes Klopfen und Schreien aus dem tiefsten Schlaf gerissen und hörten mit Schrecken nur immer das Wort: „Mörder! Mörder!“! Sich in größter Eile anziehen, den Karabiner ergreifen und dem davonleilenden Reiter mit dem Fahrrad nachjagen, das war eins.

Die Räuber hatten inzwischen bemerkt, dass der überlebende Bruder verschwunden war und offenbar Hilfe herbeiholte. So ließen sie von der weiteren Durchsuchung des Hauses ab und liefen in den Stall. Hier fanden sie nun die völlig verängstigte Euphémie. Sie forderten von ihr das versteckte Geld und schlugen auf sie ein. Von dem herangallopierenden Reiter jedoch gestört und gewarnt, ließen die Verbrecher von Euphémie ab und suchten in Richtung Wald das Weite.

Mein Mann fand nun den toten Johannes und die verletzte, heftig blutende Euphémie vor, die von herbeigeeilten Nachbarn versorgt wurde.

Die Verfolgung der geflüchteten Täter wurde von meinem Mann sofort aufgenommen. Auf den Feldern lag eine leichte Schneedecke. Die Spuren ergaben, dass es sich um eine Bande von 5 Tätern handeln musste. Weitere Ermittlungen durch Gendarmerie und Kriminalpolizei (Mordkommission aus Elbing) konnten erst am nächsten Morgen aufgenommen werden, da es nachts – wie schon gesagt – keine telefonische Verbindung nach auswärts gab.

Dieses scheußliche Verbrechen rief in Tiefensee und im Kreis Stuhm großes Entsetzen und Abscheu vor den unbekanntem Tätern hervor, ebenso aber auch tiefe Anteilnahme mit den Betroffenen. Vielleicht gibt es unter den Lesern noch einige, die sich an diese schreckliche Tat erinnern.

Für mich selbst gab es durch die vielen Vernehmungen in unserem Hause so manche Aufregung. Doch erbrachten die Untersuchungen keine Anhaltspunkte, die zur Identifizierung der Täter und zu deren Festnahme hätte führen können. Und es vergingen fünf Jahre, bis im Zusammenhang mit der Verfolgung und Aufdeckung einer anderen Straftat den Tätern – fünf Männer – auch der Raubmord in Tiefensee nachgewiesen werden konnte. Es stellte sich dabei heraus, dass das Gerücht über das im Hause Zsylimski vorhandene Geld und die von einem Mitarbeiter des Hofes auch tatsächlich in Umlauf gebrachten Goldstücke die Täter zu ihrem Verbrechen veranlasst hatten.

Im Jahre 1939 wurde mein Mann nach Pestlin versetzt und mit Beginn des Krieges zur Wehrmacht einberufen. Nach Einsätzen auf verschiedenen Kriegsschauplätzen und nach kurzer Kriegsgefangenschaft in Italien machte er von 1945 bis 1950 von neuem Dienst als Gendarmeriemeister in Schleswig-Holstein, fern seiner geliebten westpreußischen Heimat.

Der Lebensabend in Wachenheim a. d. Weinstraße in einem eigenen Anwesen ließ uns beiden, Landjäger und „Landjägersfrau“ i. R., viel Zeit zum Rückerinnern an die schöne und ereignisreiche Dienstzeit im Kreise Stuhm. Hier in Wachenheim in der Rheinpfalz ist der Gendarmeriemeister Gustav Löwrick im August 1977 im Alter von 85 Jahren verstorben.

Von Tiefensee im Kreis Stuhm nach Wachenheim im Kreis Neustadt a. d. Weinstraße – es war ein weiter Weg, und nur Gott allein weiß, warum wir ihn gehen mussten.

Charlotte Löwrick

Johann von Posilge

Wer die Geschichte des Deutschen Ordens studiert, wird immer wieder auf den Namen Johann von Posilge stoßen. Wer war dieser Mann und was hat er geleistet, dass man ihn noch heute beachtet? Ganz sicher können wir ihn zu den ganz Großen unserer Heimat zählen.

Sein Geburtsjahr ist 1340 gewesen, und wie es der Name sagt ist er in Pusilie, so hieß Posilge damals, zur Welt gekommen. Eigentlich hieß er Johann Lindenblatt. Über seine Eltern weiß man nichts. Sie müssen ihm aber eine Art Schulbildung ermöglicht haben. Auch über den Beginn seiner Karriere gibt es nur Vermutungen. Man glaubt, dass er in Prag studiert hat. Seine erste urkundliche Erwähnung ist der 15. April 1372. Zunächst war er in Deutsch Eylau Pfarrer. In dieser Zeit gab es ernste Grenzstreitigkeiten zwischen dem Deutschen Orden und dem Bistum Ermland. Seine Schlichtungsversuche müssen so gut gewesen sein, dass sich beide Parteien einigen konnten.

Ab 1376 ist er als Official des Bistums Pomesanien in Riesenburg und als Pfarrer in Ladekop im Großen Werder tätig. Ein Official ist eine kirchliche Amtsperson, die hauptsächlich mit kirchlicher Rechtssprechung befasst ist und gleichzeitig Stellvertreter des Bischofs ist. Der Bischof hatte ihn in dieses Amt berufen, weil er sich von ihm Klugheit, strenge Rechtlichkeit und Gewandtheit des Geistes für die Verwaltung seines Bistums versprach. Dieses Amt übte Johann von Posilge über 20 Jahre aus. Bei allen wichtigen Verhandlungen wird sein Name als Teilnehmer genannt. Deshalb gewährte ihm der Bischof mit Zustimmung des gesamten Kapitels bei seiner „Pensionierung“ eine Rente von 12 Mark bis an seinen Tod. Ab 1406 wird ein anderer Name als Official des Bistums Pomesanien genannt, so dass man 1405 als sein Todesjahr vermutet. Sein Tod wird im Zisterzienserkloster von Pelplin dokumentiert.

Johann von Posilge verfasste eine jährlich fortschreitende Chronik des Preußenlandes ab 1360. Er schrieb sie in lateinischer Sprache, was damals üblich war. Diese Urfassung ist leider verlorengegangen. Glücklicherweise ist sie aber vorher ins Deutsche (althochdeutsch) übersetzt worden. Da diese Fassung bis 1419 reicht, hat jemand sein Werk einige Jahre fortgesetzt. In seine Zeit fällt also ein großer Teil der Blütezeit des Ordenslandes. Er berichtet über viele Berührungspunkte des Ordensstaates mit europäischen Ländern und mit der Kirchenpolitik des Papstes. Dabei sieht er sich nicht als Mann der Kirche, sondern als kritisches Landeskind. Bei ihm sehen wir also sowohl die Chronik des Ordens als auch die des Landes. Letztere führte dazu, dass sein Werk im 15. Jahrhundert intensiv benutzt wurde. Im 16. und 17. Jahrhundert geriet er in Vergessenheit. Aber im 18. Jahrhundert wurde er wieder richtig eingeschätzt. Seit dieser Zeit gilt sein Werk als eine der

ausgezeichnetsten Chroniken des Preußenlandes und des Mittelalters ganz allgemein.

Wer allerdings hofft, auf lokale Ereignisse zu stoßen, die sich im späteren Kreis Stuhm abgespielt haben, wird enttäuscht sein. Allerdings habe ich erst einen Teil seiner Chronik gelesen. Vielleicht finde ich in seinen Berichten doch noch lokale Ereignisse beschrieben. Darüber werde ich dann später noch im Heimatbrief berichten.

Manfred Neumann

Erntekatastrophe 1932 im Kreise Stuhm

Erderwärmung und Klimaveränderung sind heutzutage Schlagwörter in der Presse. Wahrscheinlich auch zu recht. Doch außergewöhnliche Wetterjahre hat es schon früher gegeben. Dazu der nachfolgende Bericht aus dem Bauernkalender 1933.

Das Frühjahr mit seinen ungewöhnlich häufigen und starken Regengüssen brachte bereits eine empfindliche Schädigung, namentlich bei den Hackfrüchten. Zuckerrüben mussten sehr häufig 2-3 mal ausgesät werden. Die Sommerung ging schlecht auf und blieb in der Entwicklung zurück. Immerhin versprach die Getreideernte bis etwa Mitte Juli einen guten Mittelenertrag. Die dann einsetzende schwülefeuchte Witterung, die mehrere Wochen Tag und Nacht ununterbrochen anhielt, brachte über das Getreide einen Rostbefall, wie die ältesten Landwirte ihn noch nie erlebt hatten. Die Folge war Ausfall am Körnerertrag von 30 bis 70 Prozent, je nach örtlicher Lage und Getreideart, am stärksten im Norden und in der Mitte des Kreises, am stärksten weiter beim Weizen. In den am härtesten betroffenen Gebieten, wo sonst pro Morgen durchschnittlich 14 bis 16 Zentner geerntet werden, brachte der Drusch 3 – 5 Zentner.

Die Qualität des gedroschenen Getreides ist äußerst schlecht, für Saatzwecke überhaupt nicht, für den Verkauf sehr schlecht und für die Fütterung häufig nicht zu gebrauchen.

Der Ernst der Lage wurde von dem größten Teil der Landwirte noch nicht sofort erkannt, weil noch niemand ein solches Unglück erlebt hatte. Selbst einzelne Behördenvertreter, die für sich besonders große Sachkenntnis in Anspruch nahmen, schenkten den Schilderungen keinen Glauben. Eine auf Drängen des Landwirtschaftsverbandes vorgenommene Bereisung durch die Provinzialkommission, an der Spitze der stellvertretende Oberpräsident, brachte absolute Klarheit über Art und Umfang der Schäden.

Die Folgen, die sich aus dieser katastrophalen Ernte ergeben haben, erstrecken sich nicht nur auf dem Lande, sondern auf die gesamte Wirtschaft und alle Bevölkerungsschichten des Kreises. Die Gesamtschäden (Minderertrag, Qualitätsverlust, und Stroh) wurden für den Kreis Stuhm auf 11 Millionen Mark errechnet.



Kuxer See

Maßstab 1:33 333

Heimatkarte des Kreises Stuhm

Kilometer
0 1 2 3 4



Veranstaltet von Heinrich Tietz in Berlin
Verlag von F. Albrecht, Berlin 1921

STAATL. Maßst. Gemeindefort. Amt
Landw. Dienstl. Eisenbahnen
Waldungen Eisenbahnen
Waldungen Eisenbahnen

• Städte • Dörfer • Mischbld. Siedlungen
• Eisenbahn • Eisenbahn • Eisenbahn
• Eisenbahn • Eisenbahn • Eisenbahn

• Eisenbahn • Eisenbahn • Eisenbahn
• Eisenbahn • Eisenbahn • Eisenbahn
• Eisenbahn • Eisenbahn • Eisenbahn

• Eisenbahn • Eisenbahn • Eisenbahn
• Eisenbahn • Eisenbahn • Eisenbahn
• Eisenbahn • Eisenbahn • Eisenbahn

Kartographie und Druck von
Georg Westermann, Braunschweig